



Lena Wies

Ein Gedicht von Theodor Storm.

Illustrirt von Fedor Flinzer.

ber an Deinem niedrigen Häuschen kam ich nicht so vorüber-  
 gehn, Du liebeiche Freundin meiner Jugend, die Du wie  
 Schemerezebe einen unerschöpflichen Born der Erzählung in Dir  
 trugst. — Ich will eine Gänsefeder nehmen; die weiße Fahne  
 soll nicht gestukt werden, und das gesellige vogelartige Gezwit-  
 scher, das sie, ihres Ursprungs eingedenk, beim Schreiben hören  
 läßt, soll mich an vergangene Zeit gemahnen, während ich dieß  
 zu Deinem Gedächtniß niederschreibe.

Noch stehen die steinernen Bänke vor dem Hause, noch die  
 gemalten Schwarzbrode, das Zeichen des Betriebes, auf dem  
 einen Fensterladen; und, wenn man die Hausthür mit den  
 dicken grünen Glasscheiben aufstößt, so schellt die Glocke, und  
 hinten im Backhause läßt „Perle“ seine Stimme erschallen; denn  
 — der Hund ist todt; es lebe der Hund; der Hund stirbt nicht!  
 — Aber es ist nicht mehr der „Perle“ meiner Jugend.

Wie manchen Herbst- und Winterabend bin ich nach diesem  
 kleinen Hause gegangen. — Gegangen? — Nein, gelaufen, ge-  
 rannt! — Es gab damals in unserer Stadt noch keine Straßen-  
 beleuchtung; aber desto mehr Gespenster; „es übte vor“, es  
 „jankte“ draußen im „Austrom“, im Schlosse wurde Nachts eine  
 kleine braune Frau gesehen. Und das alles wurde mit jedem  
 Abend bei mir lebendig, und meine kleine Handlaterne warf  
 zweifelhafte Lichter auf die unbewohnte Plankenstrecke, die in  
 jener Straße zu passiren war. Hatte ich glücklich das Haus er-  
 reicht, so stürzte ich fast die Thür ein; die Glocke läutete, hin-  
 ten im Backhause riß Perle an der Kette und erhob ein wüthen-  
 des Gebell.

Athemlos stand ich vor dem kleinen hitzigen Gesellen, der  
 nun freudewinselnd an mir aufstrebte. Kräftig dufteten die  
 frischen Roggenbrode, welche reihenweise auf den Wandgestellen  
 lagen; und nebenan in der offenen Kammer stand die alte Mutter  
 Wies am Backtroge, mit dem Ansäuern des Teiges für den

„Lena noch nicht sardig?“ fragte ich auf Platt-  
 deutsch; und die alte Frau hielt im Kneten inne,  
 und ihre noch immer schönen Augen blickten mit  
 großmütterlicher Zärtlichkeit auf mich.

Nein, Lena und Vater Wies waren noch im  
 Stall beim Melken.

morgenden Tag beschäftigt. Im Backhause selbst  
 drängte sich eine Schaar von Nachbarskindern, welche  
 mit irdenen Schüsseln in der Hand, auf die Aus-  
 theilung der Abendmilk warteten; denn auch eine  
 Milchwirthschaft wurde hier mit vier oder fünf  
 schweren Marschkühen betrieben.

Schnell war meine Handleuchte ausgeblasen und auf den Tisch gestellt; dann ging's über den dunkeln Steinhof und in den alten niedrigen Stall hinein, durch den übrigens im Sommer der Weg zu einem seltsam stillen Garten voll rother Centifolien und kleiner süßer Stachelbeeren führte. — Wie ein kleiner Privilegirter dünkte ich mich den armen Nachbarkindern gegenüber, die beim Schein des dünnen Talglichts ruhig auf ihrem Platze bleiben mußten, bis sie ihr herkömmliches Quantum zugemessen erhalten hatten.

Unter dem Boden des Stalles hing eine Hornleuchte; aber es war kein Licht, sondern nur eine Art leuchtenden Dunstes, den sie in einem engen Kreise um sich her verbreitete. Und doch, für welch' trauliche kleine Welt war sie der Mittelpunkt!

Aus dem Dunkel, wo die Kühe an ihren Rausen wiederläuteten, klang es mir leibhaftig wie der alte Volksreim entgegen:

„Stripp, strapp, stroll —

Is de Nummer nich bald voll?“

Ich rief ihn denn auch lustig in das Dunkel hinein, und:

„Geduld überwindet Schweinebraten!“ kam sogleich von dort her die heitere Stimme meiner Freundin Lena an mich zurück, und unter einer andern Kuh heraus scholl als Begleitung im Grundbaß das behagliche Lachen von Vater Johann Wies.

Lena regierte mich mit scherzenden Worten, ja bloß mit ihren klugen Augen sicher genug; und so warf ich mich geduldig neben der Thür auf einen Haufen Heu, während seitwärts auf der Hühnerleiter der Hahn mit seinen Hennen im Traume kafeelte und von den Kühen her der Strich des Melkens eintönig hervorklang, nur mitunter durch einen Zuruf unterbrochen, wenn die Bläß oder die Schwarze etwa nicht ordnungsmäßig Stand hielten.

Endlich mit schwerem Eimer und heißem Gesicht, trat Lena in den Leuchtkreis der Laterne, und bot mir freundlich guten Abend. Sie war von kleiner Statur; ihre Gesichtszüge — sie mochte in meiner Knabenzeit etwas über dreißig Jahre zählen — ließen erkennen, daß sie einst ungewöhnlich wohl gebildet gewesen sein mußten; aber die Blattern hatten das Kinder Gesicht auf das unbarmherzigste zerrissen, als wenn, nach dem Volkswitz, der Teufel Erbsen darauf gedroschen hätte. Sie selber meinte freilich, am Ende müsse sie noch eitel werden; denn „So 'n Bildhauerarbeit ward nu nahgrad wat Rares!“ — Nur die schönen braunen Augen blickten unverfehrt; und sie gehören mit zu den Sternen, die über meiner Kindheit standen, und mitunter in dunklen Stunden

glaube ich sie noch jetzt zu sehen, obgleich auch sie erloschen sind. — —

Während nun Lena den Milchverkauf besorgte, hatte „Vater“ den Kühen ihr letztes Futter vorgeworfen; „Moder“ in ihrem Troge den Teig zusammengeballt und sorgsam zugedeckt; ich war schon vorher in die Bohnstube gewiesen, in jenen engen aber traulichen Raum, in welchem ich die schönsten Geschichten meines Lebens gehört habe. Fast immer, so wenigstens scheint es mir jetzt, blühten hier auf den Fensterbrettern die rothen Winter-Levkojen; meine Blicke aber gingen nach dem eisernen Beileger-Ofen, der an der Wand gegenüber zwischen den beiden verhangenen Alkoven-Betten stand und für mich einen Gegenstand der anziehendsten Betrachtung bildete; denn nicht allein, daß sich auf der vordersten Platte, wie nach einem Dürerschen Holzschnitt, die Verkündigung Mariä dargestellt zeigte, daß er an den Seiten und oben an beiden Ecken mit blankpolirten Messingknöpfen geziert war, welche ich, aller Warnung unerachtet, nicht unterlassen konnte vielfach abzuschrauben und mir fast eben so oft auf die Füße zu werfen; er strömte auch, was nicht jeder Ofen von sich sagen kann, einen ledernen Duft aus, welcher, mit dem der Levkojen vermischt, noch jetzt in meiner Erinnerung diesen Raum erfüllt, und war überdies allezeit von einer sanften Hausmusik umgeben. Das Erstere hatte seinen Grund in einer Schüssel, je nachdem mit Waffeln, Pfeffernüssen oder Bratäpfeln gefüllt, die unfehlbar unter dem blanken Messing-Stütz auf der Ofenplatte warm wurden; und da von der dem Backhause nahen Küche aus geheizt wurde, so mangelte es von dort her nie am Gesange der Heimchen, der gesellig in das Zimmer hineinklang.

Ich muß hier, obgleich es einen nicht zu befeitigenden Vorwurf für ihn enthält, bekennen, daß mein alter Freund Johann Wies, ich weiß nicht weshalb, ein unerbittlicher Verfolger dieser musikalischen Thierchen war. Oft, wenn er mit seinem ehrwürdigen Gesicht unter der blauen Zipfelmütze, mit den friedlich gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl saß, habe ich ihn darauf ansehen müssen, wie doch der gute alte Mann so grausamer Dinge fähig sein könne.

Aber jetzt dachte Johann Wies an keine Heimchen-Jagd; unter dem Schutze der Dunkelheit sangen sie sicher in ihrem warmen Backhause; und während ich ihnen und der alten Wanduhr zuhörte, die bescheiden dazu den Takt schlug, war auch schon Lena hereingetreten, von der Arbeit gesäubert, in frischer weißer Mütze mit schmalgefälteltem Strich, und setzte

Theegefchirr und Abendbrod auf den mit Wachstuch überzogenen Tisch, der dicht unter Mariä Verkündigung und den blanken Messingknöpfen seine Stelle hatte; bald kamen auch die beiden Alten, und nahmen je zu einer Seite des Ofens ihren Platz. Mutter Wies, die vom Lande war, trug ihr graues Haar unter ein Käppchen zurückgestrichen, wie man es früher bei unsern Bäuerinnen sah; ihre fleißigen Hände waren, wovon an unserer Küste das Alter selten verschont bleibt, mit Sackknuten besetzt und zitterten, wenn sie die Tasse an den Mund führte; gleichwohl, sobald wir unsere Mahlzeit beendigt hatten, holte sie ihr Spinrad aus der Ecke, und dem Tagewerk folgte nun noch das Werk des Abends. — Dann wurde der duftende Teller aus seinem Versteck unter dem Messingstülz hervorgezogen, und Johann Wies lehnte sich behaglich in seinen Lehnstuhl zurück. Auch ich saß oder, vielmehr, ritt auf einem solchen; denn es war eine von jenen nun verschwundenen Karitäten, die dem Sitzenden die eine Ecke entgegenstrecken; und zwar war er, mir unvergeßlich, mit einem bunten Flickpolster geziert. —

Und dann — ja, dann erzählte Lena Wies; und wie erzählte sie! — Plattdeutsch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit; und mochte es nun die Sage von dem gespenstischen Schimmelreiter sein, der bei Sturmfluthen Nachts auf den Deichen gesehen wird und, wenn ein Unglück bevorsteht, mit seiner Mähre sich in den Bruch hinabstürzt, oder mochte es ein eignes Erlebnis oder eine aus dem Wochenblatt oder sonst wie aufgekommene Geschichte sein, Alles erhielt in ihrem Munde sein eigenthümliches Gepräge und stieg, wie aus geheimnißvoller Tiefe, lebhaftig vor den Hörern auf. Oftmals griff die alte Mutter in ihr Rad und ließ es stille stehen, oder nickte aus seiner Ecke Johann Wies behaglich blinzeln herüber; und dazu tickte die Uhr und saugen aus der Ofenwand die Heimgötter; mitunter an Herbstabenden — und dann war es am allerschönsten — rauschten auch noch von fern die Lindenbäume, die drüben jenseit der Gasse hinter einer Gartenplanke standen; — wie weit dahinter lag dann die ganze Alltagswelt! In den Pausen wurden zwar auch die Pfeffernüsse und die Bratäpfel keineswegs verschmäht; aber lange hielt ich doch nicht Ruhe, und Lena war eben so unerschöpflich, als ich unerfättlich war; sie legte wieder die Hände in einander und, den Kopf ein wenig übergebogen, begann sie eine neue Geschichte, wobei sie langsam die Daumen um einander bewegte. — Später, als ich selbst dergleichen Dinge erfann und niederschrieb, sandte ich ihr wohl das eine oder andere Buch;

und sie hat dann lächelnd geäußert, das hätte ich von ihr gelernt.

Aber nicht nur die Kunst des Erzählens, auch die Achtung vor ernster bürgerlicher Sitte lernte ich in diesem guten Hause. — Ein kleiner Vorfall ist mir unvergeßlich geblieben. Die Tochter aus einer angesehenen Familie hatte sich mit einem Cavalier verlobt, dessen Aufführung man nicht das beste Zeugniß geben wollte; die kleine Stadt war voll davon, in und außer den Häusern wurde in Ernst und Spott darüber geredet und auch an unserem Theetisch kam das Gespräch darauf. Da, in knabenhafter Unbedachtsamkeit und da es mich drängte, doch auch mein Theil dazu zu geben, entfuhr mir ein wenig sauberes Wort, das ich, Gott weiß wie, von der Gasse aufgelesen hatte. — Augenblicklich stockte die bisher lebhaftige Unterhaltung, Lena sah auf den Tisch und setzte ein paar Pfeffernußkrumen mit der Hand zusammen, und erst nach einer längeren Pause blickte sie wieder auf und sprach, als sei nichts vorgefallen, von anderen Dingen. Ich glaube kaum, daß ich jemals so beschämt gewesen bin, und noch später als erwachsenen Mann überkam mich, wenn ich daran gedachte, das unbequeme Gefühl einer empfangenen und wohlverdienten Züchtigung.

Dergleichen Zurechtweisungen beeinträchtigten indessen weder meine Zuneigung noch das sichere Gefühl, der Liebling des Hauses zu sein; war doch die zweite sehr geliebte Tochter, welche derzeit in einer fernen Großstadt in guten Verhältnissen verheirathet war, die treue und langjährige Pflegerin meiner Kinderzeit gewesen. Viel zu früh erschien jedesmal der Kutscher meiner Eltern, um mich nach Hause zu holen, oder schlug es, als ich später meinen Weg allein finden mußte, an der alten Wanduhr zehn. Ich weiß noch wohl, wie ich in der letzten Viertelstunde mit Lena kämpfte, ob nicht noch Zeit sei für wenigstens eine ganz kleine Geschichte, und wie es dann plötzlich in der Uhr einen Ruck that und die Warnung vor dem Stundenschlage alle meine Hoffnung zu nichte machte. Dann aber galt es nach Hause zu kommen; und das „Vorüber“ und das „Zanken“ drüben in der Au, Alles konnte mir unterwegs begegnen; dazu waren die Richter in den Häusern schon ausgethan, denn die Straße wurde meist von sogenannten kleinen Leuten bewohnt, welche, wenn der Tagelohn verdient war, früh zur Ruhe gingen. So legte ich mich denn auf's Betteln, und ließ nicht nach, bis Lena die Kommodenschublade aufgezogen und ihr Umschlagetuch herausgenommen hatte. — Wenigstens bis an das Ende der bösen Plankestrecke mußte sie mich begleiten;

aber auch dann noch ließ ich sie nicht los; zum mindesten mußte sie stehen bleiben und hinter mir her, und zwar recht laut, ein paar Mal „gute Nacht“ rufen, bis ich spornstreichs, mein flimmern- des Laternchen in der Hand, um die nächste Straßenecke schwenkte; denn von hier aus waren es nur noch wenige Schritte bis zum Hause meiner Eltern. — Alles dieß hat viele Jahre so gedauert; und frisch und erquickend ist mir die Erinnerung an jene Menschen geblieben, denen ich so viele glückliche Stunden meiner Jugend verdanke. Allmählich aber ging die Zeit dahin; ich verließ unsere Stadt, um die Studien für meinen künftigen Beruf zu beginnen; sie blieben in ihrem Häuschen und trieben es in alter Weise fort.

Dann eines Tages kam der Tod, nahm Vater Wies aus seinem Lehnstuhl und legte ihn in ein noch bequemeres Ruhebett; und als ich nach Jahren heimgekehrt war und schon mein eigenes Haus begründet hatte, ergriff er auch die arbeitsame Hand der alten Mutter, zog sie von ihrem Badtrog und ihrem Spinnrad fort und hieß uns sie auf dem schönen grünen Kirchhof zur Ruhe legen, wo von der See her die kühlen Lüfte über die Gräber wehen. —

Lena war nun allein; aber sie nahm eine junge Verwandte in's Haus und setzte mit deren Hülfe den elterlichen Betrieb fort. Oftmals in der schönsten Sommerzeit, wenn hinten in ihrem Gärtchen die Centifolien blühten, kamen aus der großen Stadt die Schwester oder deren Kinder auf Besuch; dann wurde es lebendig in dem niedrigen Häuschen; Kammern und Herzen, Alles voll Sonnenschein. — Aber auch diese jüngere Schwester sollte sie überleben. Als ich auf die Todesnachricht zu ihr ging, fand ich sie eben beschäftigt, aus Schubfächern und Kästchen ihre Vaarschaft zusammen zu suchen; es sollte heute noch Alles an ihren Schwager abgesandt werden, damit — so sagte sie — die Ueberlebenden außer der Trauer nicht etwa noch mit der kleinen Noth des Lebens zu kämpfen hätten.

Dann kam die Zeit, daß die Dänenherrschaft mich aus dem Lande trieb, und ich sah meine Freundin nur, wenn ich, in oft mehrjährigen Zwischenräumen, zum Besuch bei meinen Eltern einkehrte. Voll gefunden Zornes hoffte sie fest auf den endlichen Sieg der deutschen Sache. Dieß und die Kränkungen, die sie dort von dem Uebermuth der feindlichen Nation erdulden mußte, gaben uns jetzt den Stoff zur Unterhaltung. Als endlich bei uns die deutsche Schmach ihr Ende erreicht und ich in meiner Vaterstadt wieder einen Platz gefunden hatte,

traf ich Lena Wies noch rüstig an Körper und Geist, und mit der vollen Freude der Genugthuung trat sie bei unserm Wiedersehen mir entgegen.

Sie hatte es gut in ihren alten Tagen; ihre Pflgetochter hatte geheirathet, und die jungen Leute, die nun die Wirthschaft übernahmen, hegten und verehrten sie wie eine Mutter. Und wieder faß ich jetzt behaglich an ihrem Theetisch, die rothen Lebkuchen dufteten von den Fensterbrettern noch wie sonst, sogar der ledere Kuchenteller fehlte nicht unter dem blankpolirten Messingstülps; nur daß statt des alten Ehepaars jetzt ein junges da war und statt des aufhorchenden Knaben ein schon dem Alter entgegengehender Mann. Aber die Sitte, die geistige Luft des Hauses war dieselbe geblieben, und Lena's braune Augen blickten noch so klar und klug wie immer.

Sie hatte noch die Freude, aus den beiden Töchtern ihrer Schwester zwei wohlangesehene Predigerfrauen und aus ihrem einzigen Neffen einen der angesehenern Aerzte jener großen Stadt werden zu sehen. Wiederholt und dringend wurde sie zu diesem eingeladen; aber sie meinte, sie passe nicht dahin, die Kinder könnten zu ihr kommen. Und so geschah es auch.

Der Ausgang des Lebens sollte ihr nicht leicht werden. Eine jener Krankheiten ergriff sie, die sich an den Menschen anhaften wie ein freßendes Thier, das er nicht abschütteln, noch ausreißen kann, sondern Jahre lang mit sich umher tragen muß, bis er ihm endlich erlegen ist. In ihrem letzten Lebensjahre war ich als einer der dazu erforderlichen Zeugen bei der Niederschrift ihres Testaments zugegen. Sie hatte sich zu dieser feierlichen Handlung auf's sorgfältigste kleiden lassen, und empfing uns ernst und ruhig; ihr Antlitz schaute noch unverstellt aus der weißen Haube mit dem lila Seidenband; nur ihre Gestalt war jetzt zusammen gesunken. Vorher nahm sie mich in eine Nebenkammer und sprach über ihren bevorstehenden Tod und die jetzt vorzunehmenden Verfügungen, nicht ihrer Leiden, sondern nur mit Dank der Liebe gedenkend, die sie während derselben von den Ihrigen empfangen hatte; nur eine Besorgniß äußerte sie dabei: sie fürchte, ihr sonst noch kräftiger Körper möge sie noch lange auf das Ende warten lassen.

Und lange hat es gedauert. Ihr wurde keine Qual, kein Entsetzen jener furchtbaren Krankheit erspart; aber sie blieb bis zu Ende aus dieselbe, die sie in gesunden Tagen gewesen war, ruhig in sich selbst, fürsorglich für Andere. „Lena Wies stirbt wie ein Held!“ pflegte ihr Arzt von ihr zu sagen. — Um das Hauswesen der jungen Verwandten

nicht gar zu sehr mit ihrem Leid zu stören, begehrte sie in der letzten Zeit wiederholt, in eine kleine nach dem Hofe hinaus liegende Kammer gebracht zu werden. Aber freilich, für „Tante“, so lange sie noch da war, durfte nichts zu gut sein; und so blieb sie denn bei ihren Blumen, in der freundlichen Stube, wo die Erinnerung aller guten Stunden ihres Lebens bei ihr war.

Als ich zum letzten Mal in ihre Stube trat, erschrak ich bei ihrem Anblick; denn ihr Gesicht war aufgetrieben und ganz entstellt. Meine Bewegung entging ihr nicht; aber selbst dem Tode suchte sie mit ihrer guten Laune zu begegnen. „Da kiel man mal! Wo seh ick ut!“ rief sie, scheinbar mit der alten Munterkeit, mir entgegen. — Als ich mich kaum gesetzt hatte, entstand ein Lärmen draußen vor den Fenstern. „Da hebb't se all wedder de arme Jung to'm Besten!“ sagte sie; und krank und sterbend, wie sie war, ging sie aus der Stube und hinaus auf die Gasse. — Es war ein blödsinniger Knabe aus der Nachbarschaft, der sich vergebens gegen einen Rudel übermüthiger Jungen zu wehren suchte. Bald aber hörte ich draußen vor der Hausthür die gelassene Stimme meiner Freundin, und sah durchs Fenster, wie still und beschämt die Ruhestörer aus einander schlichen.

„Se hebbben noch immer so vel Respect vör Tante“; sagte, nicht ohne einen gewissen Stolz, die junge Frau, die neben mir am Fenster stand. —

Das war das letzte Mal, daß ich Lena Wies gesehen habe. Noch einige, schwerste Leidens-Wochen folgten; dann hat auch sie das trauliche Häuschen mit dem engen Kirchhofsgrab vertauscht, in dem sie jetzt bei ihren Eltern ruht.



— — Mitunter an stillen Sommervormittagen besuche ich die alten Freunde meiner Jugend und lese die Inschrift auf ihrem Grabkreuze. Auch hier singen dann die Grillen; aber es sind nicht die Heimchen des häuslichen Heerdes, und Geschichten werden bei ihrem Gesange nicht erzählt.

## Sprüche

von Carl Enslin.

Um fromm zu sein, bedarf's nicht großer Kenntniß,  
Gelehrsamkeit und Wissenschaftsverständnis.

Ein reines Herz genügt, durch's Leben recht zu wandeln,  
Und lehrt uns fromm und gut zu denken und zu handeln.

Erniedrigen dich Menschenmächte,  
Mach du nur selbst dich nicht zum Knechte.

Nach Andrer Achtung magst du trachten,  
Mußt du nur selbst dich nicht verachten.

Mag, wie sie will, die Zukunft sich gestalten,  
Hab' nur gethan, was du für Pflicht gehalten.

Am besten ist es, gut zu sein schon früh,  
Doch besser, gut zu werden spät, als nie.

Das Menschenherz, es gleicht der schwanken Welle;  
Drum hüte dich und richte nicht zu schnelle.

Schwach bist du, wenn du nur vertraust  
Auf dich, und nicht auf Gott auch baust.

Vergiß nicht in der Noth zu beten;  
Doch handle auch — das hilft in Nöthen.

Der schönste Gottestempel ist ein reines,  
Unschuld'ges Menschenherz. Heil'ge auch deines!

## Weihnachtsgruß

von

Julius Lohmeyer.

Illustration von Paul Thumann.



O heil'ge Weihnacht, gnadenreiche Zeit,  
So nahest du wieder unserm deutschen Herde!  
In neuer Pracht, in alter Herrlichkeit  
Steigst du herab zur winterlichen Erde.

Ein hehres Glänzen geht durch Wald und Feld,  
Hoch in den Lüften tönt's wie Engellieder.  
In jede Hütte, jede Kammer fällt  
Ein flücht'ger Paradiesesschimmer nieder.

Wohl dem, dem heut in treuer Liebe Kreis  
Ein Mutterblick die holde Botschaft kündet!  
Wohl dem, dem heut das liebe Tannenreis  
Ein Vaterherz in stiller Freude zündet!

Wohl noch dem Fremdling, der im Sturmgebraus  
Voll Heimweh durch die lichten Gassen schreitet,  
Weiß er daheim im alten Vaterhaus  
Ein Plätzlein heut in Liebe sich bereitet.

Doch Jener denkt, die baar jedweden Glück's,  
Von jeder Weihnachtsfreude ausgeschlossen,  
Durch Eure Fenster lugen trüben Blicks,  
Das Elend nur, die Trübsal zu Genossen.

Ihr höchstes Weihnachtswünschen ist ein Brot,  
Ein reines Kissen, eine warme Kammer.  
O Eure Händlein öffnet ihrer Noth,  
O Eure Herzen öffnet ihrem Jammer!

Ja, denkt der Armen! denkt in Schnee und Wind  
Heut an der Wittwe arme kleine Buben,  
Denkt an des Bettlers, an des Nachbars Kind  
Im Dachraum und in feuchten Kellerstuben.

Und dann, dann denkt an all' die Herrlichkeit,  
Die Euer harret, — des fröhlichen Gewimmels  
Beim Klang der Glocke, wenn sich vor Euch weit  
Die Pforten öffnen Eures Kinderhimmels.

Denkt all' der Wonne, wenn in sel'ger Lust  
Ihr jubelnd dann der Gaben Tisch umschaaret — —  
Wohl dem, der dann in dankbewogter Brust  
Sich das Geheimniß braver That bewahret!

Der stummen Danks, der frohen Lächelns dann  
Gedenken kann von armen Nachbarskindern;  
Der heut erfreun, der heut beglücken kann,  
Ein Auge trocken und ein Wehe lindern!

Den preiß' ich, der der Armuth nicht vergift,  
Der sie sich lud zu seinen Weihnachtslichtern!  
Der schönste Strahl aus ihrer Krone ist  
Der Freudenstrahl auf trüben Angesichtern!

O laßt ihn leuchten in die Nacht hinein,  
In's Kämmerlein den Darbenden, den Kranken!  
Laßt es ein Weihnachtsfest für Alle sein,  
Durch Liebe lernt der Liebe Gottes danken!

## Der arme Schlucker.

Märchen von

Friedrich Oldenberg.

Illustrirt von Leopold Wenig.



war einmal ein  
armer Schlucker,

der nichts gelernt hatte als geigen. Sein Vater, der auch ein Geiger gewesen, war todt, und seine Mutter war todt, aber sein Großvater lebte noch; der war alt wie Stein und hatte nichts mehr als Haut, Knochen und Runzeln. Er wohnte in einer elenden Kammer und schleppte sich Tag für Tag an den Thüren umher, um zu betteln. Manche Leute hielten ihn für einen Zauberer, aber keiner konnte es beweisen. In seinen jungen Jahren war er auch ein Musikmacher gewesen und mit der Geige durch's Land gezogen. Aber seit er vor zehn Jahren alt und kalt zurückgekehrt war, hatte Niemand mehr gesehen, daß er eine Geige anrührte. Nur manchmal um Mitternacht hörte man aus seiner verschlossenen Kammer allerlei seltsame Geigentöne; dann wachten im Hause die Leute aus dem Schlafe, die Hunde bellten, die Hähne krächten, und die Fledermäuse fuhren mit ihren dunklen Flügeln gegen die geschlossenen Fensterladen. Aber um ein Uhr wurde Alles wieder stille, und am nächsten Tage sah den Alten Niemand.

Sein Enkel, der arme Schlucker, kam selten zu ihm und nur dann, wenn er nichts zu beißen und zu brechen hatte. Eines Tages sprach der Großvater zu ihm: Joseph, wohin gehst du? — Nach Altenhausen, antwortete der, zum Kirneß spielen. — Gut, sprach der Alte, geh; aber erst morgen. Und ehe du gehst, komm zu mir. Mit diesem Schlüssel kannst du meine Kammerthüre aufschließen. Wenn du hereinkommst, werde ich todt sein, denn in dieser Nacht werde ich sterben. Dann lege mir das Gesangbuch unter den Kopf und rücke den Kasten vor, der unter meinem Bette steht. In dem wirst du eine Geige finden, die hinterlasse ich dir. Mehr als die habe ich nichts. Mit ihr sollst du in Altenhausen zum Kirneß spielen.

Als der arme Schlucker diese Worte gehört, nahm er von seinem Großvater Abschied. Am andern Morgen kam er, öffnete mit dem Schlüssel die

Kammerthüre und fand den Alten todt auf dem Bette. Er legte ihm das Gesangbuch unter den Kopf und drückte ihm die Augen zu. Hierauf zog er den Kasten unter dem Bette hervor, und richtig, in ihm lag die Geige. Er nahm sie und wanderte wohlgenuth gen Altenhausen.

Unterwegs kam er durch einen Wald. Und weil er müde war, setzte er sich unter eine Buche, zog ein Stück Brod aus dem Ranzel und verzehrte es. Dabei beschaute er seine Geige, kimperte an den Saiten, stimmte sie und fing an ein Stücklein zu probiren. Aber wie sonderbar ward ihm zu Muth! Der Bogen wurde in seiner Hand lebendig und nicht sie führte mehr den Bogen, sondern der Bogen die Hand, daß sie spielen mußte, was er wollte. Und aus den Saiten strömte ein Springquell wunderbarer Töne, so daß alle Bäume ihre Aeste der Buche zuneigten, unter welcher der arme Schlucker saß. Und die Waldbögel kamen geflogen,



Finken, Amseln und wilde Tauben, und setzten sich rings umher auf die Zweige. Und die Rehe wagten sich hervor und traten lauschend immer näher und näher, und die Häschen kamen gesprungen und machten nach der Musik ihre Männchen. Aber der arme Schlucker spielte wilder und wilder, bis er, berauscht von der Töne Gewalt, ermüdete, der Bogen seiner Hand entsank und er, das Haupt an den Buchenstamm gelehnt, einschlummerte. Da standen Rehe und Hasen um ihn und die Vögel alle auf den Zweigen streckten ihre Hälse aus, beschauten den armen Schlucker und warteten, ob er nicht endlich wieder anfangen zu spielen.

Er aber schlief so lange, bis sie traurig davongingen. Und als er endlich aufwachte, war die Sonne schon tief herabgesunken. Er rieb sich die Augen und wanderte durch den dunkelnden Wald die ganze Nacht. Nur die Geigenklänge, die durch seine Gedanken fortklangen, gingen mit ihm und hielten seine Seele in träumerischem Entzücken. Und als der Mondschein durch das Waldlaub stimmerte, war es ihm, als läge ein Wundereiland vor ihm, und als baute sich aus Geigentönen eine Brücke hinüber wie ein siebenfarbiger Regenbogen, und als warte seiner, von der Musik gerufen, drüben eine wunderschöne Jungfrau, den Myrtenkranz in ihren Locken.

Doch das war nur ein Traum im Mondenschein. In Wirklichkeit aber bellte sein Magen, sein Schnappsack war leer, und ihn fröstelte, denn der Morgen begann zu dämmern. Als er nach vielen Stunden endlich in Altenhausen ankam, war der Kirneß bereits in vollem Gange. Das junge Volk tanzte auf der Wiese, und ein Stelzbein drehte den Leierkasten. Etliche Buden waren aufgeschlagen, in denen Bier und Wein feilgeboden wurde, und die Alten sahen behaglich dem Tanze zu und schmauchten ihr Pfeifchen. Auch die gräfliche Herrschaft war gekommen, um an der Freude des Landvolks Theil zu nehmen: der Graf und die Gräfin mit ihrer wunderschönen Tochter, die schön genug war, um auch eines Königs Thron als Königin zu schmücken. Für diese hohen Gäste war ein feines Zelt zugereicht, von dem eine Flagge mit des Grafen Wappenbild lustig im Winde flatterte. Und die schöne Grafentochter lächelte, wenn die Bursche, ihre handfesten Dirnen im Tanze schwingend, mit den Füßen aufstampften, die Ellenbogen in die Seiten gestemmt. Neben dem gräflichen Zelte aber befand sich die Bude des Speckwirths, in welcher das beste Bier zu haben war. Der Speckwirth thronte hier zwischen Tonnen und Gläsern auf seinem gewaltigen, mit

eisernen Klammern zusammengehaltenen Eichenstuhl, welcher allein die ungeheure Last des Mannes zu tragen vermochte. Er war der fetteste Mann im Lande, denn seit zwölf Jahren hatte er seine Füße nicht mehr gesehn, die durch den Banst seinen Augen verdeckt waren. Daheim bewegte er sich nur von seinem Bette zum Eichenstuhl in der Krugstube, und von seinem Eichenstuhl zum Bette. Höchstens wälzte er sich einmal in den Stall, um zu sehn, ob die Schweine, seines Herzens Lieblinge, bald fett wären, und die blinzelten ihn dann mit neidischen Augen an, denn trotz aller Mast blieben sie hinter ihrem Herrn doch weit zurück. Darum er von aller Welt nicht anders als der Speckwirth genannt wurde.

Ein Rechtes aber wollte es mit dem Tanze nicht werden denn der Leierkasten war heiser, und die besten Walzer verstand er nicht zu spielen. Längst hatte man sich umsonst nach dem erwarteten Spielmann umgesehn. Als nun eine Pause eingetreten war, und die Tänzer und Tänzerinnen sich den Schweiß von ihrer Stirn mit den Ärmeln abwischten, da stand der arme Schlucker unter der Linde, stimmte ein wenig die Geige, und begann dann zu streichen, daß es urplötzlich wie Feuer durch alle Herzen und wie Quecksilber durch alle Füße fuhr. Wer sich in's Gras gelagert, sprang empor, und wer einen vollen Bierkrug zum Munde führte, ließ ihn fallen. Alles drängte sich zum Tanze, und immer heiser jagten die Geigentöne und immer schneller wirbelten die Paare, daß die Hüte flogen und die Bänder flatterten. Die Alten und die Kinder mischten sich in das Tanzgewühl. Der Speckwirth aber schnellte von seinem Eichenstuhl, leuchte nach dem herrschaftlichen Zelte und ergriff die holde Grafentochter, um sie zum Tanze zu führen. Die konnte, von der Musik gefaßt, sich nicht sträuben und walzte mit ihm in wilden Kreisen umher. Es erhob sich ein jubelndes Hoch und verstummte nicht eher, als bis der arme Schlucker den Bogen sinken ließ und Alle, wie aus dem Traume erwacht, mit offenem Munde sich ansahen.

Die Grafentochter eilte zu ihren Eltern zurück. Der Speckwirth sah versteinert ihr nach und Alle klatschten jauchzend in die Hände. Der arme Schlucker aber ward zum Grafen gerufen. Der fragte ihn, wo er sein Geigenspiel gelernt habe. Ich hab's nit gelernt, sagte er, ich hab's geerbt von meinem Vater, der todt ist, und von meinem Großvater, der auch todt ist. Und der Graf besah sich die Geige, die aussah wie jede andere, und er sprach zu ihm: Kannst du auch Anderes spielen als Walzer und Tänze? — Was begehrt der Herr Graf, daß ich

spielen soll? — Und der Graf sah seine Tochter fragend an; die sprach: er soll spielen:

Da droben vor meines Vaters Haus  
Steht eine grüne Linde,  
Darauf setzt sich Frau Nachtigall  
Und sang mit heller Stimme.

Der arme Schlucker setzte den Bogen an und begann zu geigen, leise und immer lauter und wonniger, daß alle Herzen bewegt wurden und der Grafentochter die Thränen in den Augen standen. Alle Vögel flatterten herbei, das Wild kam aus den Büschen, eine Nachtigall setzte sich auf die Linde und schlug, daß Niemand wußte, welcher Sang himmlischer sei, der Nachtigallenschlag oder der Sang der Geige. Ein Reh aber schmiegte sich an die Grafentochter und schaute den armen Schlucker an mit seinen treuen Waldaugen.

Fort! sagte der Graf; denn es überließ ihn kalt. Er drückte dem Geiger ein Goldstück in die Hand, bestieg mit seiner Gemahlin und der Grafentochter die Kofse und sie sprengten davon. Morgen sollst du auf unserm Schlosse sein! rief die Gräfin dem Geiger zu.

Die Tänzer harrten auf einen Walzer, und ihre Sohlen zitterten. Aber der arme Schlucker, seit er die Grafentochter geschaut und die Wolke des Kummers über ihren blauen Augen, dachte nimmer an Walzerspiel, sondern nur an die Jungfrau. — Wo ist der Geiger? rief Alles. Sie suchten und riefen vergebens. Als sie ihn auch in der Bude des Speckwirths, der athemlos und schweißtriefend darsaß, nicht fanden, hoben sie den auf seinem Eichenstuhl empor. Sechs Männer trugen ihn schwankend, der Stelzfuß, seinen Leierkasten drehend, voran, und die Tänzer und Tänzerinnen folgten jubelnd im Zuge. Tanzkönig hoch! Speckwirth hoch! riefen sie und schwenkten die Hüte.

Aber der arme Schlucker war im Walde verschwunden.

Nun hört von der Grafentochter!

Sie war in tiefem Kummer und Trübsal. Denn um ihre Hand hatte der Fürstsohn geworben, der schöner und edler war als alle Fürstensöhne, und den sie mehr liebte als einen Menschen auf der ganzen Welt. Aber ihr Herzlieb hatte fortziehen müssen über's weite Meer. In einem Jahre sollte er wiederkehren, und dann sollte die Hochzeit sein. Aber das Jahr war längst um, und er war nicht wiedergekehrt, und keine Kunde war von ihm gekommen. Der Graf hatte Boten ausgesandt, ihn zu suchen, und des Fürstsohnes Vater hatte Boten

Deutsche Jugend. I.

ausgesandt, doch keiner hatte eine Spur gefunden. War er untreu geworden? Hatte das Meer ihn verschlungen? Lag er krank und verlassen im fremden Lande?



Die Grafentochter schaute alle Morgen und Abende, und oft bei Nacht, wenn sie keinen Schlaf fand, vom Altane des Schlosses in die Ferne hinaus. Wenn die Schwalben an ihrem Haupte vorbeizuckten, fragte sie: Schwalben, wo ist er? Wenn die Winde wehten, fragte sie: Winde, wo ist er? Aber nicht Schwalben, nicht Winde hatten eine Antwort. Dann dachte sie der goldenen Zeit, die nun in Thränen verblischen war, und dachte des Liebes, das ihr Herzliebster an jenem Abend, als er Abschied nahm, ihr gesungen:

Da droben vor meines Vaters Haus  
Steht eine grüne Linde,  
Darauf setzt sich Frau Nachtigall  
Und sang mit heller Stimme.

„Frau Nachtigall, klein Vögelein,  
Willst du mich lehren singen?  
Ich will dir den Fuß mit Gold beschla'n,  
Die Hand mit goldnen Ringen.“

Und als der arme Schlucker in Altenhausen dies Lied ihr so wunderbar gezeigt, da waren die Erinnerungen alle aufgewacht in der Seele der Jungfrau, und ein Todeswehe hatte sie ergriffen.

Am nächsten Abend stand sie wieder auf dem Altane und blickte in die Ferne hinaus. Goldenes Gewölk brannte am Himmel und die Lindenblüthen dufteten. Da aus dem Garten empor stieg der Geigenton, den sie seit gestern kannte. Der Geiger ist's! sprach der Graf zu seiner Gemahlin, und sandte hinab, den armen Schlucker in's Schloß zu rufen. Nun wurde ihm ein Mahl bereitet, und die Grafentochter kredenzte ihm einen Pokal voll edlen Weines, und als sie ihm den reichte, fiel eine Thräne hinein.

Ihr seid so reich, sprach der Geiger, und seid so schön; warum seid ihr so traurig?

Die Grafentochter sprach: Ich muß wohl traurig sein, weil mein Herzliebster nicht wiederkehrt. Weit über's Meer ist er gezogen, trägt mein Bild an einer goldnen Kette um den Hals, und den Ring, den ich ihm gab, und hat mein Herz mitgenommen und alle meine Freude.

Da sprach der Geiger: Ich will fort und ihn suchen. Und wenn ich bis an's Ende der Welt müßte, nicht will ich ruhen noch rasten, bis ich dir verkünde, ob dein Herzliebster lebt oder todt ist.

Und er ergriff seine Geige und hat ein Lied gespielt, das so wonnig klang wie ein Lerchenlied, das nach dunklem Gewitter vom blauen Himmel herabklingt. Dann hat er den Dreien die Hand gereicht und ist mit seiner Geige verschwunden.

Er wanderte durch Feld und Flur und von Land zu Land und spähetete nach dem Verlorenen. In den Wäldern geigte er die Vögel zusammen, und wenn sie in hellen Schaaren ihn umflatterten, fragte er sie: Sagt, wo ist der Fürstensohn? Aber sie wußten es nicht. In den Bergklüften geigte er das Wild zusammen, und wenn es ihn neugierig horchend umstand, fragte er: Sagt, wo ist der Fürstensohn? Aber sie wußten es nicht. — Endlich kam er an's ferne blaue Meer, über dessen Fluthen der Fürstensohn gefahren war. Am einsamen Ufer, wo die Möwen schreien und die Brandung dröhnt und die ewigen Wogen in Schaum sich verzehren, stand der Geiger an einen Fels gelehnt, schaute in die Weite und strich mit seinem Bogen über die Saiten. Die Wellen rauschten und rauschten, aber gewaltiger rauschte das Geigenpiel. Der Wind brauste und brauste, aber gewaltiger brauste das Geigenpiel. Da ward der Wind stille, der Geige zu lauschen, und die Wogen verstummten und horchten. Und aus des Meeres krystallnem Hause kamen die Fische alle geschwommen, viel tausend kleine und viel tausend große, mit grünen Augen und schwarzen Flossen, mit silbernen Schuppen und scharfen Zähnen, das Wasservolk, das sein Reich in der geheimnißvollen Tiefe hat, wo die Schätze versunkener Schiffe und die Gebeine der Ertrunkenen ruhen. Sie streckten ihre Köpfe aus den Wogen und schlugen mit den Schweifen, denn sie freuten sich, nach dem ewigen Orgelgebrause der Meereswogen den Geigenton der Kinder des Lichtes zu hören.

Da erhob der Geiger den Fiedelbogen, wie ein König das Scepter über den Häuptern seiner Unterthanen und sprach: Ihr Fische, wo ist der Fürstensohn, der vor einem Jahr über's Meer gefahren ist?

Die Fische antworteten: Viele Fürstensöhne liegen auf dem Meeresgrund; welcher ist es?

Der ist es, der um seinen Hals eine goldene Kette trägt mit dem Bildniß einer wunderschönen Jungfrau und an seiner Hand einen goldenen Ring.

Die Fische sprachen: Du Wundermensch! Du Lieberkönig! Weil du mit deinen Klängen uns Kunde gebracht hast aus dem Reiche des Lichtes, wollen wir dir Kunde bringen aus dem Reiche der Wasser!



Und alsobald tauchten sie unter in die Tiefe. Und der Wind begann wieder zu wehen und die Brandung wieder zu brausen, wie sie gebräust hat, seit Erde und Meer von Gott geschaffen worden. Aber der arme Schlucker lagerte sich zwischen Muscheln im Sande und ließ vom Wogenrauschen sich in den Schlaf singen. Die Geige lag neben ihm, und er träumte von dem fernen Schlosse und sah die Grafentochter auf dem Altare stehn, und trocknete mit seinen Liedern ihre Thränen.

Als aber über dem Meere die Sonne aufging, da erwachte er und begann sein Wunderspiel. Und alsbald kam das Heer der Fische und Ungethüme aus der Tiefe empor. Und der Geiger erhob den Fiedelbogen und sprach: Nun sagt, wo ist der Fürstensohn, der vor einem Jahre über's Meer gefahren ist?

Ertrunken! ertrunken! riefen die Fische. Er ruht im Meeresgrunde.

Wo ist die goldene Kette, fragte der Geiger, mit dem Bildniß der Grafentochter? Wo ist der Fingerring?

Da trug eine Welle die Kette mit dem Bildniß der Grafentochter herbei und den Fingerring, und spülte ihn hin zu den Füßen des armen Schluckers. Denn die Fische hatten Beides emporgebracht.

Lebt wohl, ihr Fische! Lebe wohl, du blaues Meer! rief der Geiger. Und er strich noch einmal den Bogen, daß es wie Glockenton durch die Wasserwüste läutete. Dann schied er vom Strande, und die Fische schauten ihm nach, bis sie in den Wogen verschwanden.

Aber die Grafentochter wartete alle Tage und Nächte auf die Rückkehr des armen Schluckers und schaute vom Altane in die Ferne hinaus, und wenn ein Ton aus dem stillen Garten zu ihr empordrang, schraf sie zusammen. Nun war es Herbst geworden und das Laub spielte in allen Farben. Da eines Morgens erklang unter ihrem Fenster der traute Geigenton:

Da droben vor meines Vaters Haus  
Sieht eine grüne Linde. —

Er ist es! Er ist es! rief sie. Und alsbald stand er vor ihr und vor dem Grafen und der Gräfin, gab Bericht von seinen Wanderwegen und gestand mit zagender Stimme, was ihm die Fische des Meeres verkündet hatten. Hier ist, so sprach er, der Fingerring und die goldene Kette mit deinem Bildniß. Da erbleichte die Grafentochter, wannte und brach ohnmächtig zusammen. Der arme Schlucker aber setzte den Bogen an seine Geige und spielte eine Melodie, die wie leiser Engelsgesang tönte voll friedereichen Trostes, also daß das Angesicht der Grafentochter sich verklärte und aus ihren schlummernden Augen die hellen Thränen tropften. Und je wundervoller er geigte, um so reicher flossen die Thränen, und es keimten aus ihnen Myrtenreiser auf mit schneeweißen Blüthen und schlangen sich zum Kranz über dem Haupte der Jungfrau. Als sie endlich die Augen aufschlug, sprach sie zum Geiger: Bleibe hier, daß dein Geigenspiel mich gesund mache!

Da blieb er ein ganzes Jahr auf dem Schlosse. Und jeden Tag, wenn die Stunden der tiefsten Traurigkeit kamen, spielte er seine Melodien, bis alle Thränen getrocknet waren und die bleichen Wangen der Grafentochter wieder mit dem Morgenroth der Jugend sich färbten. Als nun das Jahr vergangen war, sprach sie zu ihm: Geh aus durch alle Lande und suche, ob in der Welt einer ist, der mich so liebt, wie der Fürstensohn mich geliebt hat!

Da brach der arme Schlucker wieder auf und wanderte von Schloß zu Schloß und von Stadt zu Stadt und von Land zu Land, ob er einen fände.

Aber er fand keinen. Da er nun nach langer Zeit traurig den Rückweg antrat, kam er auch nach Altenhausen, wo einst beim Kirmeß der Speckwirth mit der Grafentochter getanzt hatte. Der Speckwirth saß just vor seiner Thür auf dem Eichenstuhl, hatte einen Krug Bier vor sich und war noch weit feister geworden als damals. — Woher des Weges? rief er dem Geiger zu. — Ich suche einen, der die Grafentochter so liebt wie der Fürstensohn sie geliebt hat. — Da schnaufte der Speckwirth: Das bin ich! Sie ist die rechte Frau für mich, denn meine ist vor vier Wochen gestorben! — Der arme Schlucker brach in ein Lachen aus und rief: Ich will dir den Hochzeitstanz spielen! Und er spielte einen Walzer, dessen Klang dem Speckwirth wie ein Feuerstrom durch die Gebeine fuhr, also daß er aufsprang und den Eichenstuhl ergriff, als ob der die Grafentochter wäre, und mit ihm im Tanz herumwirbelte. Sein Wanst drehte sich wie ein Kreisel immer toller und toller, und die Dorfleute strömten herbei, hielten sich vor Lachen die Seiten und alle Hunde stimmten ihr Gebell an.



Der Geiger aber ging seines Weges, und als er zur Grafentochter kam, sprach er: Ich habe in allen Landen gesucht und habe keinen gefunden, der dich liebt, wie der Fürstensohn dich geliebt hat. Nur Einen fand ich, den habe ich nicht gesucht. — Wer ist er? fragte die Grafentochter. — Ich bin es! sprach der arme Schlucker und fiel vor ihr nieder auf seine Kniee. Aber sie hob ihn auf und drückte

ihn an's Herz und gab ihm des Fürstensohnes Ring an seinen Finger und die goldene Kette mit ihrem Bildniß um seinen Hals und sprach: Deine Liebe hat mich gewonnen und dein goldenes Geigenlied! Du sollst mein Herzliebster sein und sollst es ewig bleiben!

Das war das Märchen vom armen Schlucker. Und wer an das Schloß kommt, wo er mit der Grafentochter in Freuden lebt, der soll die beiden tausendmal von mir grüßen.



Freiherr vom Stein ,

der Mitbegründer des neuen deutschen Reiches.

Von

Friedrich Körner.

Portrait nach einer Feder-Zeichnung von Julius Schnorr von Carolsfeld.

Der Rhein war seit fast zweitausend Jahren die vielbestrittene Grenze unsres schönen Vaterlandes; daher wohnen auch an seinen malerischen, fruchtreichen Ufern und waldigen Gebirgen die mannhaftesten Deutschen und weilt in seinen Städten und Gauen am liebsten die Heldensage. Vor etwa neunzehnhundert Jahren erschien der eroberungskühne Cäsar am Rhein in der Nähe von Mainz und des Taunusgebirges, wagte aber nicht in dessen dichte Waldungen einzudringen. Erst nach einem halben Jahrhundert versuchte Augustus, der erste römische Kaiser, die Gauen zwischen Rhein und Weser zu erobern, römische

Sprache, Sitten und Gesetze einzuführen, Festungen anzulegen, Abgaben zu erheben und die Deutschen als Unterthanen zu betrachten. Da erhoben sich die freiheitsmuthigen Bewohner des Taunus und der Wesergebirge voll Grimm über solche Verwegenheit; denn sie wollten freie deutsche Männer bleiben, ihre Volkssprache reden und festhalten an Sitte und Recht der Vorfahren. Hornentbraunt griffen sie zu Schwert und Schild und vernichteten nach einander mehrere römische Heere, welche unter der Anführung von Kaisersöhnen in's Land zogen. Deutschland blieb frei von Römerherrschaft durch die Tapferkeit der Taunus-

bewohner. Mit dieser That traten die Deutschen ein in die Geschichte, welche fortan viel Großes und Herrliches von ihnen zu erzählen weiß.

Als nun im Laufe der Jahrhunderte die Franzosen als Nachahmer der Römer sich in Deutschland Ansehen verschafft, hier ihre Sitten und Sprache als Mode verbreitet hatten, und als gar der erste ihrer eroberungsfüchtigen Kaiser Deutschland der Rheingrenze wegen bekriegte, deutsche Länder zu französischen Provinzen erniedrigte, französische Sprache und Gesetze gewaltsam einführte, da erhob sich wider ihn der Trefflichsten einer, ein Edelmann des Taunus, ein ächter deutscher Edelmann. Er vor Allen weckte im Volke deutschen Sinn und deutschen Heldenmuth, so daß Blücher es dann hinaus in den heiligen Kampf für Vaterland und Recht und Freiheit führen, den Franzosenkaiser aus seiner Hauptstadt hinweg und als Gefangenen auf eine einsame Felseninsel im weiten atlantischen Meere jagen konnte. Ganz Europa war Napoleon, seiner List und Gewalt unterlegen, ein deutscher Mann war es, welcher dessen Fall vorbereitete. Das war aber auch ein ächter Freiherr, der nicht nur der Fremdherrschaft ein Ende machte, sondern auch dem Volke die alte deutsche Freiheit wiedergab, indem er das kräftige deutsche Volksthum, welches unter französischer Lüge, Gewalt und Leichtfertigkeit so lange vergessen und vernachlässigt war, in seiner Tüchtigkeit, Biederkeit, Herrlichkeit und frommen Heldenkraft wieder erweckte. Tief war Deutschland gefallen, seine Stämme haderten mit einander und wurden dadurch machtlos, Stein vereinte sie im Geiste opferbereiter Vaterlandsliebe und erhob Deutschland wieder zu einer Hauptmacht Europas. Deutsche befreiten Europa von der Gewaltherrschaft Napoleon's, Deutsche besiegten ihn auf allen Schlachtfeldern und wurden Europas Retter. Mit Recht zählen wir daher den unverzagten Freiherren zu den größten Staatsmännern der Geschichte und verehren ihn als den vorbereitenden Mitbegründer des neuen deutschen Kaiserreichs. Sein dankbares Volk nennt ihn den Grundstein der Freiheit, den Eckstein der undeutsch Gesinnten und den Edelstein unsers Volkes.

Was war denn dieser berühmte Freiherr Stein, wie er kurzweg vom Volke genannt wird? Einige Jahre preussischer Minister, und diese kurze Zeit reichte aus, ein Werk zu gründen, welches Jahrhunderte bestehen wird. — Da drüben im wunderlieblichen Lahnthale am Taunus springt beim Städtchen Nassau ein Felskegel vor in's Thal, der trägt die Ruinen der Burgen Nassau und Stein. Dicht an der Stadt aber erhebt sich das geräumige Schloß

der Freiherren vom und zum Stein, in welchem Heinrich Friedrich Karl am 25. Oktober 1757 geboren wurde. Der heranwachsende Knabe zeichnete sich durch Lernbegier, leichte Fassungsgabe und edlen Charakter aus, studirte als Jüngling zu Göttingen die Rechtswissenschaft, ward dann Beamter an einem Bergamte und rückte schnell aufwärts, weil seine schöpferische Thätigkeit bald bemerkt und anerkannt wurde. Besonders nahm er sich der hart bedrückten Bauern an, denen er vielfache Erleichterungen verschaffte. Als ihn der König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1804 zum Minister erhob, schaffte er Vieles ab, was den Handel und die allgemeine Wohlfahrt hemmte, und zeigte sich überall als wahrer Volksefreund.

Da kam schweres Unglück über Deutschland. Napoleon hatte den damaligen deutschen österreichischen Kaiser wiederholt besiegt, einige deutsche Länder an sich gebracht, die Fürsten anderer gezwungen, seine Bundesgenossen zu werden und mit ihm Oesterreich und Preußen zu bekriegen. Auch diese beiden Staaten hegte er gegen einander auf, so daß er einen nach dem anderen besiegen und unterwerfen konnte. Auf Befehl eines Fremdlinge mußten Deutsche gegen Deutsche Krieg führen und Unterthanen eines Franzosen werden. Als nun auch Preußen ihm erlag, die Hälfte des Landes an französische Prinzen abtreten, in alle Festungen Franzosen aufnehmen und sie ernähren, dazu noch 200 Millionen Thaler Kriegskosten zahlen mußte und nur 20,000 Soldaten halten durfte, da verzagten viele deutsche Männer an Deutschlands Zukunft. Aber Stein vertraute felsenfest auf des Volkes Kraft und Vaterlandsliebe, denen es gelingen mußte, das Vaterland zu befreien.

Im Jahre 1807 berief ihn der König zum ersten Minister, welcher bald ein neues thatenstarke Preußen schuf, damit es das ganze Deutschland von der Fremdherrschaft befreien könne. Er hatte eingesehen, daß es nicht genüge, den Feind auf dem Schlachtfelde zu besiegen, das Volk müsse auch innerlich sich losmachen von römischem und französischem Wesen, um nach deutscher Sitte zu leben, deutsch zu denken und zu handeln. Daher gab er wohlüberlegte Gesetze, welche ein Segen für unser Volk wurden und es geistig wie leiblich stark machten.

Es war ja ein uraltes Herkommen, daß jeder deutsche wehrhafte Mann verpflichtet ist, das Vaterland zu vertheidigen, dessen Schutz nicht gemietheten Söldlingen zu überlassen, sondern ihn selbst zu übernehmen als ehrenvollen, den Mann zierenden Dienst. Stein führte die allgemeine Wehrpflicht ein, er schuf in Verbindung mit Scharnhorst die Landwehr, so daß 1813 das ganze Volk unter Waffen gerufen

werden konnte. Gegen die Söldlingsheere Napoleon's führte Stein nach uraltem deutschen Brauche ein Volksheer in's Feld, von dessen eherner Kraft die Miethlinge des Soldatenkaisers zerstäubt und zermalmt wurden.

Stein machte Preußen zu einem wehrhaften Staate. Damit begnügte sich aber der hochherzige Freiherr nicht, er wollte das Volk auch zu einem freien machen. In den alten Zeiten verwaltete jedes Dorf, jede Stadt und jeder Gau seine Angelegenheiten selbst, wählte sich die Beamten und zog sie über ihre Amtsthätigkeit zur Rechenschaft; auch durfte jeder Deutsche frei über sein Eigenthum verfügen und nahm durch Abgeordnete an der Verwaltung und Gesetzgebung des Landes Theil. Auch diese uralten deutschen Rechte rief Stein wieder ins Leben und erneuerte dadurch deutsches Wesen, deutsches Leben und deutsches Recht. Die Gesetze wurden so fortan wieder der Ausdruck des Gesamtwillens des Volkes, denen jeder Einzelne gehorchen muß.

Das Bestreben des Ministers begeisterte alle vaterländisch gesinnten Männer, welche in der Stille zu einem Tugendbunde zusammen traten, um das Volk zu dem bevorstehenden Befreiungskampfe tüchtig zu machen. Da wandte man besondere Pflege dem Unterrichte zu, verbesserte denselben, gründete Volksschulen, Gymnasien und Universitäten, denn ein geistig tüchtiges Volk will nicht unterthan einem Fremdling sein. Daneben ward aber auch tüchtig geturnt und exercirt, um die Jugend körperlich zu kräftigen und an Ausdauer zu gewöhnen. Dies gefiel dem Franzosenkaiser freilich nicht, der sich gebardete, als sei er von Rechts wegen Herr in Deutschland. Er benutzte daher einen vertrauten Brief Stein's, der den französischen Spionen in die Hände gefallen war, um Stein in die Reichsacht zu erklären, wozu er gar kein Recht hatte. Stein rettete sich nach Prag, wo sich viel gleichgesinnte Vaterlandsfreunde um ihn sammelten, um die Pläne zu Deutschlands Befreiung weiter zu berathen. Napoleon beraubte nun den Geächteten seiner Besitzungen, und da sich dieser in Prag nicht sicher wußte, weil Napoleon kein Recht achtete, so folgte er der Einladung des russischen Kaisers Alexander I. und ging mit seinem treuen Freunde Arndt, dem hochgefeierten Dichter des Kernliedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“, nach Petersburg, um von dort aus für Deutschlands Befreiung zu wirken. Viele preussische Offiziere folgten seinem Beispiele. Als daher Napoleon 1812 mit Rußland Krieg begann, waren es grade Stein's Rathschläge, welche den Russen zeigten, wie sie den Kampf siegreich führen könnten. Die Russen be-

folgten den Rath, und das Schicksal erreichte den eroberungssüchtigen Franzosenkaiser.

Napoleon verlor in Rußland sein ganzes Heer und eilte als Flüchtling nach Frankreich, um dort ein neues Heer zu schaffen. In Preußen aber zeigten sich die segensreichen Wirkungen von Stein's Gesetzen. Das ganze Volk ergriff die Waffen, die Jünglinge verließen Schulen und Universitäten, die Männer Amt und Familie, um in die Schlacht zu ziehen. In wenig Wochen standen stattliche Heere da voll Begeisterung für das Vaterland, Dichter entzündeten durch feurige Kriegslieder die Herzen, Aufopferungsmuth besetzte das ganze Volk, Jeder that und opferte, was er konnte, und die tapferen Heere gewannen Sieg auf Sieg, bis sie in Paris einzogen. Stein hatte die Freude, als oberster Verwaltungsbeamter dem Siegeszuge seiner Tapferen zu folgen, sie mit allen Bedürfnissen zu versorgen, frische Kriegerschaaren nachzusenden, Kranke und Verwundete zu pflegen.

Deutschland war frei von der Fremdherrschaft; aber Stein wollte das Werk vollenden, das deutsche Kaiserthum wieder herstellen und Elfaß-Lothringen, welches uns widerrechtlich entrisen war, wieder mit dem Reiche vereinigen. Aber die Zeit war zu einer solchen Umgestaltung noch nicht reif. Stein's patriotische Bemühungen scheiterten. Er zog sich ins Privatleben zurück, um in anderer Weise für die Belebung des Gemeingefühls der deutschen Stämme zu wirken. In Frankfurt, der ehrwürdigen deutschen Kaiserkrönungsstadt, gründete er einen Verein, welcher die Berichte über die alte deutsche Geschichte sammelte und drucken ließ. Sein König übertrug ihm später das Ehrenamt des Landtagsmarschalls in Westfalen, wo Stein also Gelegenheit fand, seine eigenen Gesetze in's Leben einzuführen. — Nach einem segensreichen Leben verschied der edle deutsche Mann als der Letzte seines Stammes am 24. Juni 1831 zu Kappenberg in Westfalen.

Seine dankbaren Zeitgenossen schrieben auf seinen Leichenstein: „Demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier!“ Verehrung dem Manne, der sich eine solche Grabchrift verdient hat! Stein's Werk ist vollendet: die deutschen Stämme haben sich zu einem mächtigen Kaiserreiche vereinigt, und der König, welcher 1814 und 1815 als Prinz in Paris mit einzog, empfing von deutschen Fürsten vor Paris die

Kaiserkrone und weihte als Kaiser das Denkmal des hochherzigen Vaterlandsfreundes ein, welches diesem ganz Deutschland errichtete! Welch ein herrlicher Lohn für deutsche Treue!

Ward dem edlen deutschen Mann von seinem Volke ein kunstvolles Denkmal aus Erz und Marmor errichtet, so erbaue Du ihm, deutsche Jugend, einen Altar in Deinem Herzen, und dort gelobe, vaterländisch zu denken und zu handeln wie Stein, deutsche Treue, Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit zu wahren, das große gemeinsame Vaterland über Alles zu lieben und ihm Gut und Blut zu opfern, wenn es in Noth ist. Sei unermüdetlich in der Pflächterfüllung,

fest im Glauben an den Sieg des Rechtes wie er. Dann wird das Reich bestehen Jahrhunderte in Kraft und Herrlichkeit und ein Segen werden für alle Völker der Erde, ein Stolz für jeden Deutschen. Heilig sei uns das Vorbild Stein's, und unvergesslich sein Name! Napoleon's stolzes Standbild hat das eigne Volk von der Siegessäule herabgestürzt, als es in seinem Uebermuthe vor der deutschen Heldenkraft und deutschen Treue erlag. Das deutsche Volk aber hat seinem Stein zur selben Zeit ein Denkmal errichtet als dem Manne, der ihm Kraft und Begeisterung zum Siege gab.

**Anmerkung zum Bilde Stein's.** Die Einfachheit und Entschiedenheit seines Wesens, wie klar ist sie im Antlitz ausgeprägt! An dieser Stirn, der nur gute und große Gedanken entsprangen, brach sich die Lücke feindlicher Anschläge; diese Augen waren gewöhnt, mit Spähkraft des Adlers dem Laufe der Welt zu folgen, allzeit die rechte Stunde zur That zu ersehen; dieser Mund sprach manches Entscheidungswort! Aber dabei ging der große Mann schlicht, bürgerlich einher, auch im Aeußern ein Urbild guter deutscher Art. Das Bild, nach welchem unser Holzschnitt gemacht ist, hatte sich ein berühmter Gesinnungsgenosse, der Geschichtsschreiber Niebuhr, von Stein erbeten, als dieser im Jahr 1822 zur Erholung von Mühe und Verdruß der Staatsgeschäfte in Rom weilte; Stein ließ einen damals dort studirenden jungen deutschen Maler kommen, Julius Schnorr von Carolsfeld, denselben, welcher vor Kurzem als gefeierter Meister hochbetagt heimgegangen ist; der machte die schlichte Zeichnung, die alsdann Niebuhr zum Andenken für seinen Sohn erhielt. Zum Danke schrieb dieser an Stein: „Ihr Bild soll meinem Marcus Ihre Züge bekannt machen, wenn sein jetziges Kindesalter ihm keine bleibende Erinnerung der Anschauung gestattet und die Stürme der Zeit uns hindern sollten, Sie in Deutschland wiederzusehn; es soll auf meine Nachkommen übergeben und wird als ein Heiligthum bewahrt werden, so lange sie es werth sind, darauf stolz sein zu können, daß Sie mir Ihre Freundschaft geschenkt haben!“ Für einen Deutschen Knaben war das Bild als Angebinde bestimmt, wir geben es heute der ganzen deutschen Jugend zu eigen.



## Der erste Geburtstag.

Original-Zeichnung von Oscar Pleßch.

Text von

Friedrich Oldenberg.

Ei du lichter Sonnenschein!  
Frische Rebe, junger Wein!  
Noch zwanzig Jahr in's Land hinein,  
Dann wirst du Fahnenjunker sein,  
Und stellst dich jubelnd ein  
Zur Wacht am Rhein!

## An den Wassern zu Babel.

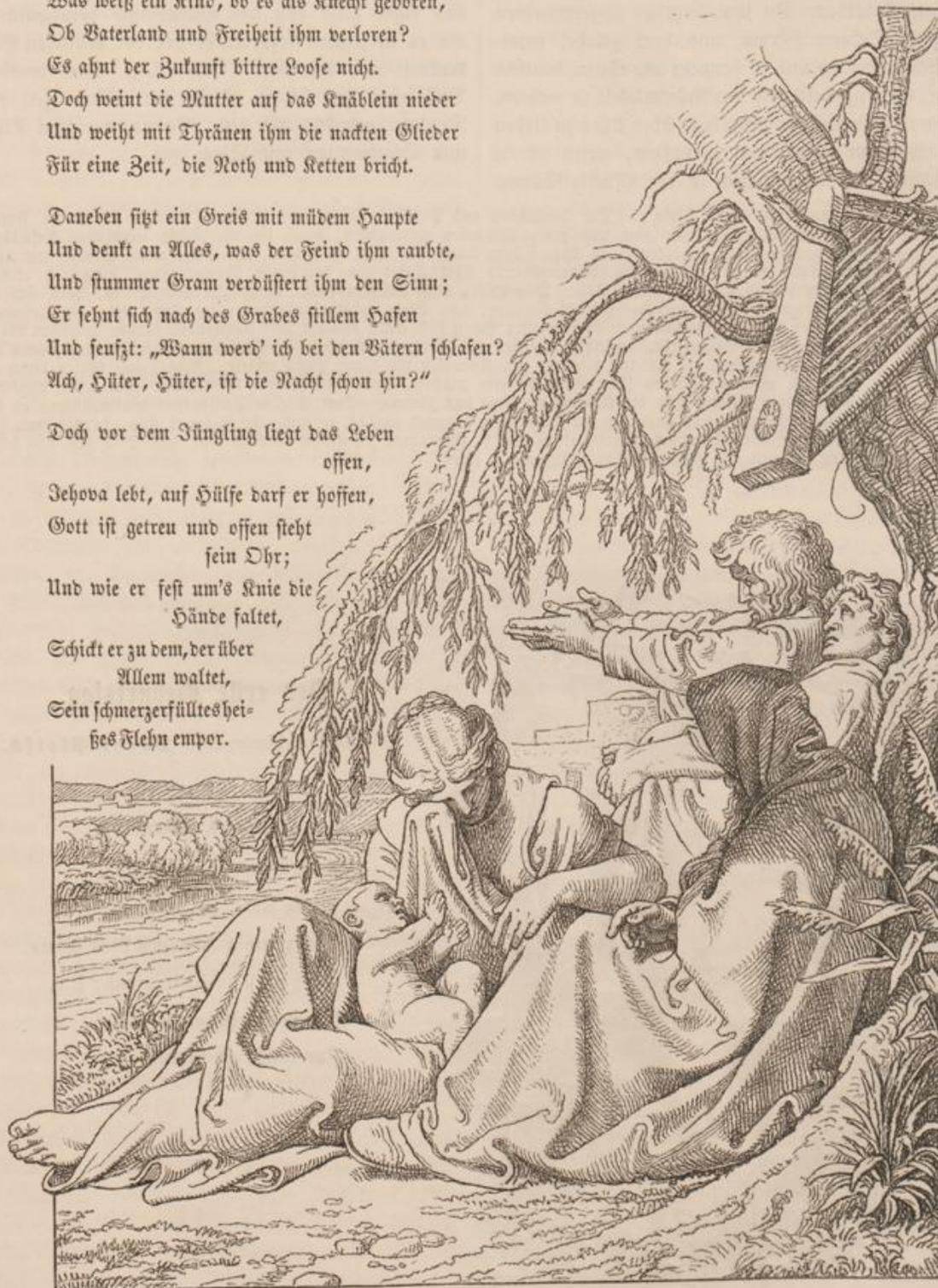
Nach einer Original-Zeichnung von Joseph Ritter von Führiq.

Gedicht von Julius Sturm.

Was weiß ein Kind, ob es als Knecht geboren,  
Ob Vaterland und Freiheit ihm verloren?  
Es ahnt der Zukunft bittere Loos nicht.  
Doch weint die Mutter auf das Knäblein nieder  
Und weicht mit Thränen ihm die nackten Glieder  
Für eine Zeit, die Noth und Ketten bricht.

Daneben sitzt ein Greis mit müdem Haupte  
Und denkt an Alles, was der Feind ihm raubte,  
Und stummer Gram verdüstert ihm den Sinn;  
Er sehnt sich nach des Grabes stillem Hafen  
Und seufzt: „Wann werd' ich bei den Vätern schlafen?  
Ach, Hüter, Hüter, ist die Nacht schon hin?“

Doch vor dem Jüngling liegt das Leben  
offen,  
Jehova lebt, auf Hülfe darf er hoffen,  
Gott ist getreu und offen steht  
sein Ohr;  
Und wie er fest um's Knie die  
Hände faltet,  
Schickt er zu dem, der über  
Allem waltet,  
Sein schmerzgefülltes hei-  
ßes Flehn empor.



Was aber ist dem reifen Mann geblieben?  
 Weit in die Ferne wird sein Herz getrieben,  
 Er streckt die Arme voll Verlangen aus!  
 Nur einmal noch mächt' er die Heimat sehen,  
 Jerusalem, auf deinen Trümmern stehen  
 Und knien im Staub vor seines Gottes Haus.

Die treue Harfe hing er an die Weide;  
 Dem Sänger starb das Lied im bitteren Leide,  
 Wie mächt' er singen in des Feindes Land?

Er ist zu stolz, um seinen Schmerz zu klagen;  
 So mag für ihn der Wind die Harfe schlagen,  
 Bis seinem Volke sich ein Retter fand. —

Du aber, deutsche Jugend, nimm zu Herzen  
 Dieß Bild und fühle nach die tiefen Schmerzen  
 Des Volkes, das um seine Freiheit klagt;  
 Und werde du ein starker treuer Hüter  
 Der dir von Gott beschiednen heil'gen Güter,  
 Daß an das Reich fortan kein Feind sich wagt.

## Fabeln.

Von

### A. Schwarzkopff.

Löwenaffe.

Ein Affe sprach: „Schaut goldne Mähnenzier,  
 Ich bin kein Aff, ein Löwe steckt in mir.“  
 Der Löwe lächelte: Mein goldner Laffe,  
 Du bist kein Löwe, nur ein Löwenaffe!

Keinecke.

Herr Keinecke, du Sagenheld,  
 Du schlimmster Schelm der ganzen Welt,  
 Preis sei dem Jäger, der dich prellt!

„Warum so böß? Mein Bau hat eben  
 Viel Thore, wie das alte Theben,  
 Ich speise gern gut, wie andre Veder,  
 Und bin nur etwas schlauer und feder,  
 Die Dummheit thut mir herzlich leid —  
 Was kann ich für meine Pffiffigkeit!“

Hirsch.

Wer bist du, stattliche Gestalt?  
 „Vom höchsten Adel in dem Wald!“  
 Trägst Baumeszacken unbelaubt?  
 „Das ist die Kron' auf meinem Haupt!“  
 Sie hat auf deinem Haupt nicht Ruh,  
 Denn alle Jahre wechselst du?  
 „Die Menschenfürsten sollen seh'n,  
 Nicht alle Kronen ewig steh'n!“  
 Wann hältst du Tafel? „Meist zur Nacht  
 Im Königsaal voll Sternenpracht.“  
 Woher die Furch' am Auge dir?  
 „Gönn' doch die Thränengrube mir!“  
 Sind auch in Waldes grünem Reich  
 Der Fürsten Wege thränenreich?  
 „Ja wohl, doch hat mein Thränenfaß  
 Nach alter Sage Heilungskraft!“

Von

### Julius Sturm.

Das Lamm und der Dornbusch.\*)

„Was zupfst du mir die Flocken aus,  
 Und machst dir doch kein Kleid daraus!“  
 So schalt ein Lamm den Dorn.  
 Der sprach: „Die Flocken braucht fürs Nest  
 Das Schwälblein, das dich grüßen läßt.“  
 Da legte sich der Dorn.

Die Mauer und der Ephen.

Die Mauer sprach zur Ephenranke:  
 „Verpflichtet bin ich dir zum Danke;  
 Du schmückst mich hold mit grünem Laube.“  
 Die Ephenranke sprach dagegen:  
 „Ich danke dir noch reichern Segen,  
 Denn ohne dich kröch' ich im Staube.“

Der Wanderer und der Strom.

Der Wanderer sprach: „Wie klar sind deine Wogen,  
 Und gestern noch kamst du so trüb gezogen.“  
 Da rauscht der Strom und läßt die Wellen blinken,  
 „Was mich getrübt ließ ich zu Boden sinken,  
 Daß meine Fluth nach sturmbewegtem Tage  
 Das stille Bild des Himmels wieder trage.“

Die Aeolsharfe und der Wind.

„O lausche mir und laß' dein Rauschen sein!“  
 Sprach zu dem Wind die Aeolsharfe stolz;  
 Da zog er zürnend seine Flügel ein;  
 Nun hängt sie an der Wand, ein stummes Holz.

\*) Nachfolgende vier Fabeln aus dem soeben erschienenen Buch des Dichters:

„Spiegel der Zeit in Fabeln.“

## Die jungen Sammler.

Von

Gustav Jaeger.

II.

„Wartet nur noch ein Paar Augenblicke, ich bin gleich fertig;“ sagte der Professor zu den beiden Knaben, als sie am andern Morgen — es war Sonntag — in seine Stube traten.

Er hatte gerade einen — wie es schien leeren — Blumentopf in der Hand; da blies er ein paar-mal hinein und fuhr dann mit einem kleinen runden Pappschächtelchen — es lagen deren eine Menge auf seinem Tisch, die oben und unten einen Glasdeckel hatten — gegen das Fenster. „Seht Buben, so fängt man die Schmetterlinge in der Stube;“ dabei ließ er sie durch die Gläser des Pappschächtelchens durchsehen. Da saß nun eine ganz winzige Motte darin, aber schön, so schön! das hatten sie noch gar nicht für möglich gehalten, wie von Silber und Gold. Der Professor holte einen zweiten Blumentopf. Sie sahen jetzt, daß er auf einem Gestell wohl ein halb Hundert herumstehen hatte, jeder mit einem, in den Topf hinein passenden hohen Schachteldeckel bedeckt, dessen Boden aus Flor bestand. Neugierig betrachteten sie sich die Töpfe. Unten war Erde darin und in der wuchs irgend ein Kraut oder Gras, in jedem wieder ein anderes. Auf kreuzergroße weiße Flecke an den Blättern deutend, sagte der Professor:

„Hier stecken die Käupchen von ganz kleinen Schmetterlingen drinn, bald werden sie einen runden Fleck, bald einen solchen geschlängelten Gang zwischen den feinen Häutchen, welche die Ober- und Unterseite eines Blattes überziehen. Fast eine jede Pflanzenart hat ihre eigenen Miniräupchen, wie man sie heißt, und viele Pflanzen dienen oft mehr als einem halben Duzend verschiedener solcher Motten zum Aufenthalt. Wenn die Käupchen schon ausgewachsen sind, pflückt man das Blatt ab und legt es in einen solchen Topf. Sind sie aber noch jung, gräbt man die Pflanze mit der Wurzel aus und setzt sie in die zugedeckten Töpfe, daß sie fortwachsen.“ — „Seht da ist wieder eine Motte ausgeschlüpft, die darf man aber gar nicht angreifen!“

„Ja wie fängt man sie denn?“ fragte Franz. „Will ich dir gleich zeigen!“ Dabei öffnete der Professor so ein Glasschächtelchen, deckte dasselbe rasch über die Motte und drin war sie.

„Das ist so! Das erschreckte Falterchen fliegt dem Licht zu und kommt so auf den gläsernen Boden zu sitzen, daß man bequem das Schächtelchen zu-

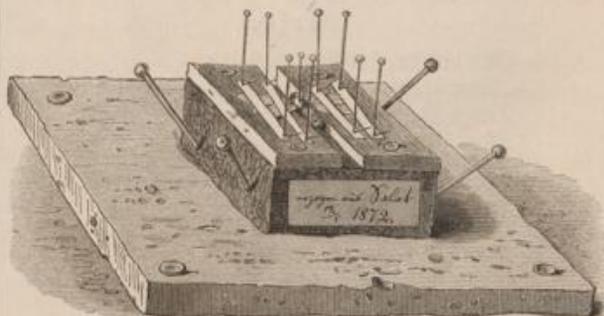
machen kann. Sigt es ungeschickt, oder sieht man keines, so bläst man in den Topf hinein und das aufgejagte Thierchen fliegt dann an's Zimmerfenster, wie ihr's vorhin gesehen habt.“

Nun stellte der Professor alle die Schächtelchen, in deren jedes er eine Motte hineingesetzt hatte, auf eine Glasplatte, daneben ein Fläschchen mit Aether und deckte über das Ganze eine Glasglocke.

„Bis heute Mittag sind alle todt und können dann aufgespannt werden. Aber jetzt wollen wir an unsere gestrige Ausbeute gehen!“

Der Franz hatte bei alle dem Mund und Nase aufgesperrt und sich gedacht: „O Gott, das leidet die Mama ganz gewiß nicht. Sie zankt allemal schon, wenn nur mein Schmetterlingskasten einmal auf dem Tische stehen bleibt, oder wenn ich wieder um Stednadeln bittle; aber ganz gewiß! ich erzähle dem Vater Alles, der kauft mir doch ein Paar Blumentöpfe.“

Nun war Alles hergerichtet, das Spannbrett mit dem Falz in der Mitte, so breit, daß der Leib des Falters gerade hineingeht, und unterhalb mit einer Korkplatte gefüttert, eine Schachtel mit kleinen kurzen Nadeln zum Feststecken der Papierstreifen, ein kleines Hängchen, eine feine Nadel, die in einem Hölzchen steckt, zum Richten der Flügel, und eine Scheere zum Abschneiden der Papierstreifen, wozu man festes glattes Postpapier nimmt.



„Man soll das immer alles vorher beisammen haben, daß man nicht unterbrochen wird. Die Spannbrettchen müßt ihr euch von einem weichen Holz machen lassen, das keine harten Rippen hat, am besten von Lindenhholz; bestellt's euch nur beim Schreiner Fuchs und sagt, „so wie ich's brauche“; er weiß es dann schon!“

Jetzt wurde der Schmetterling in die Rinne eingeseht, darauf geachtet, daß die Nadel ganz senkrecht stal und so tief, bis die Flügel gut auflagen, der Papierstreifen zuerst hinten festgesteckt, mit der linken Hand hochgehalten, mit der Rechten, die eine Nadel führte, die Flügel gelegt, der Papierstreifen darauf gesenkt und auch vorn festgesteckt. Der andern Seite des Schmetterlings ging's gerade so, und dann kam auf jede Seite noch einmal ein Papierstreifen über die Flügel. Damit die beiden Seiten gleich wurden, war das ganze Spannbret von vorn nach hinten schön der Quere nach linirt.

„Den kann man jetzt nicht mehr ausspannen“, sagte der Professor von einem dünnleibigen Falter, „er ist schon zu trocken und muß erst aufgeweicht werden.“ Er machte einen Schwamm naß, steckte den Falter und später noch einen darauf und stürzte wieder eine Glasglocke darüber.

„Es thut's auch ein zugebedktes Schüsselchen, halbvoll mit nassem Mauer- oder Streusand; aber einen halben Tag, bei dicken Eulen, Spinnern und Schwärmern, die schon ganz trocken sind, auch einen ganzen Tag dauert es schon, bis sie weich sind.“

„Warum stecken Sie auf jede Seite vom Schmetterling zwei Papierstreifen?“ fragte Franz.

„Gut, daß du fragst! Beim Trocknen werfen sich die Flügel sehr häufig und deshalb müssen sie gut zugebedkt sein.“

„Könnte man da nicht einen einzigen breiten Streifen statt der zwei schmalen nehmen!“

„Du bist ein kleiner Schlaufepf, aber hast's doch nicht errathen. Wenn man einen einzigen breiten Streifen nimmt, so kann man nicht gut zusehen, wie die Flügel liegen, und macht dann der Flügel noch einen Rutscher, so ist die Möglichkeit, daß er beschädigt wird, um so größer, je ausgebehnter die Fläche ist, an der er sich reißt. So ein schmales Streifchen kann nicht viel Unheil anrichten. Es ist aber ganz recht: wenn man etwas macht, muß man sich auch immer besinnen, warum man's macht.“

Der kleine Max war nur immer dabei gestanden und hatte geguckt; den Franz aber stach jetzt der Naseweis immer mehr, er hätte so gern noch gesehen, wie man's denn mit den winzigen Motten macht, die der Professor in seine Schächtelchen hineingefangen hatte. Die waren so klein, daß er gar nicht begriff, wie man sie nur an eine Nadel stecken könne und nun vollends noch ausspannen!? Während der Professor die Spannbretter in einem Kasten aufhob, ging er immer um die Glasglocke herum und guckte hinein, ob die Motten nicht todt seien.

„Das möchtest du also auch noch sehen. Nun meinestwegen! Nachmachen werdet ihr's freilich nicht gleich können!“ Sprach's und visitirte die Schächtelchen, bis er einige fand, in denen die Motte schon auf dem Rücken lag. Auf einem Nebentische stand etwas wie ein viereckiges Kistchen, fast so groß wie ein Fußschemel; das klappte der Professor jetzt auf, denn es war nur ein Kasten ohne Boden, der über eine Menge ganz kleiner mit Papierstreifen und Nadeln bespidter Dingerchen hergestürzt war.

„Ja aber Herr Professor, was sind denn das für Sachen?“

„Spannbrettchen für die Motten. Auf einen solchen Würfel aus Torf, so groß wie ein Thalerstück, leimt man zwei kleine glattpeirte Hölzchen, aus einem Cigarettenkistchen geschnitten, daß eine Rinne zwischen ihnen bleibt und jetzt wirst du gleich sehen, wie man's macht.“

Unter dem Kistchen war eine Korkplatte auf den Tisch geleimt und auf die heftete der Professor mit ein Paar Nadeln eins von den winzigen Spannbrettchen, schüttelte die Motte auf die Korkplatte, schnitt mit der Scheere von einer Rolle äußerst feinen Silberdrahtes ein kurzes Stückchen schief ab, legte das Thierchen gerade vor sich auf den Bauch, faste das Drahtstückchen mit einem feinen Zängchen,



stach es der Motte behutsam mitten durch den Leib und steckte sie in die Rinne des Spannbrettchens. Der Torf war so weich, daß das feine Drahtchen wie in Butter hineinging.

„Das ist Tabaksfaß. Wenn man die Motten nur so in Aether riechen läßt — und anschütten darf man sie nicht — so können sie wieder lebendig werden; deshalb muß man sie mit Tabaksfaß vergiften!“ Dabei tunkte er zwei ganz feine Nadeln, die dicht neben einander auf einem Hölzchen staken, in das Fläschchen, so daß zwischen den zwei Nadeln ein bißchen Saft hängen blieb, und stach damit die Motte von der Seite her vorsichtig in den Leib.

„So, die wacht nimmer auf!“

Jetzt blies er von hinten mit einem kurzen Stoß gegen die Motte, daß ihr die Flügel auf-flogen — ein-, zwei-, dreimal; — nun saßen die auf einmal so nett ausgebreitet auf dem feinen Brettchen, daß er nur an einer Seite sie noch ein ganz klein wenig mit einer feinen Nadel rücken durfte — er schob sie dabei blos darunter — dann heftete er die Papierstreifen darüber und fertig war's, daß der

Franz kaum seinen Augen traute und dachte, das könne er wohl auch nachmachen.

„Es geht aber nicht immer so gut“, sagte der Professor; „wenn man das Drähtchen — und darauf kommt es an — nicht ganz genau in der Mitte durch den Leib sticht, so stellt sich der eine oder andere Flügel krumm oder geht beim Blasen nicht auf, und dann hat man seine liebe Noth, bis man's in Ordnung bringt. Es ist dann das Beste, man streift die Motte wieder vom Draht herab und versucht es, sie besser anzustecken.“

Jetzt wollte der Franz nur noch Eines wissen: da wo das Kistchen, unter dem die Spannbrettchen lagen, mit seinen Rändern auf den Tisch zu stehen kam, waren im Viereck Tuchstreifen auf den Tisch geklebt und auch die Ränder des Kistchens waren unten mit Tuchstreifen beklebt. Auf seine Frage gab ihm der Professor folgende Auskunft:

„Das geschieht der Staubläuse wegen; winzige hellbräunliche Thierchen, die sehr flink laufen und so groß sind wie eine Laus. Die fressen die Schmetterlinge, namentlich die kleinen, zu Schanden und ver-

derben auch die großen. Deswegen müssen nicht nur die Sammlungskästchen sehr gut schließen, sondern man muß auch Acht haben, daß sie nicht schon auf den Spannbrettchen daran kommen. Die Tuchstreifen hier sind vergiftet und wenn das Kästchen über sie her gestürzt ist, dann kommt nicht leicht eine hinein. Die großen Spannbretter, die man nicht so gut verschließen kann, sieht man eben immer sorgfältig an, ob keine Läuse daran sind, und wenn man welche bemerkt, so vergiftet man sie, oder steckt die Brettchen, wenn der Heerd nicht mehr zu heiß ist, in den Bratofen, daß das Ungeziefer umkommt. Wer da nicht pünktlich ist, dessen Sammlung kann sehr zu Schaden kommen.“

Damit verabschiedete der Professor die Knaben; und daß er ihnen sagte, sie dürften wiederkommen und auch einmal eine Exkursion mit ihm machen, wenn an einem Sonntag schön Wetter sei, war Grund genug, daß sie voller Freude nach Hause sprangen und dort alles erzählten, was sie heute gesehen und gelernt.

## Tirolerbuben.

Von

Adolf Pichler.

Als im gottgesegneten Jahre 1870 der deutsche Kar den fränkischen Raubvogel rupfte, daß die Federn stoben, da jubelten auch viele Männer in Tirol und gedachten mit freudigem Stolze, daß auch in ihren Adern deutsches Blut fließe. Doch mischte sich in dieses hohe Gefühl die Trauer, daß die Tiroler nicht auch in Reich' und Glied mit anderen Deutschen den Franzosen die Abrechnung wegen des Mordbrandes von Schwaz und Hofers Tod zu Mantua bringen konnten. Der Friede wurde geschlossen; geschmückt mit unvergänglicher Ruhme kehrten die deutschen Heere heimwärts, überall war Festjubel und Begeisterung, — hat Tirol denn ganz dazu geschwiegen? Nein! für den Sieg von Wörth brannten auch in Tirol Bergfeuer, knallten Böllerschüsse, noch mehr für den Tag von Sedan. Ich will mir es nicht versagen, in der Erinnerung an jene großen Tage hier ein kleines Erlebnis aus dem Achenthal zu erzählen. Dort erhebt sich der lange Grat des Unuz über 7000 Fuß, mit der Fernsicht weit über die bairische Ebene gegen die Donau, tief hinein in die Centralalpen. Am 2. September 1870

war da oben eine kleine Gesellschaft versammelt; anstatt von Alpenblumen und Gletschern redete man jedoch vom Kriege und den Schlachten in Frankreich. Da füllte der Schreiber dieser Zeilen die Gläser mit rothem Tirolerwein und brachte ein Hoch aus „auf den Sieg der deutschen Waffen!“ Und nachdem das Glas geleert war, warf er es an den Felsen, daß es in Splitter zerflog, mit dem lauten Ausruf: „So mag es den Feinden des deutschen Volkes ergehen!“ — Das geschah zur selben Stunde, in der Napoleon sich vor dem alten eisernen König Wilhelm beugte und sich und sein Heer zu Gefangenen gab, wie wir anderen Tags durch ein Telegramm erfuhren. Hätten wir das damals auf dem Unuz gewußt! Jeder von uns, welcher dabei war, wird stets gern an diesen Zufall hoch droben auf dem Tirolerberge zurückdenken. — Nachdem der Friede geschlossen war, jubelte man auch in Tirol mit. Innsbrucker Bürger veranstalteten einen glänzenden Fackelzug; von den Bergen leuchteten helle Freudenfeuer und auch bei Kufstein zündeten Bauern auf dem Kaiserispiz solche an. Und so wurde der deutsche Sieg auch in anderen

Gegenden des Landes gefeiert; die hellen Lichter brannten den Franzosenfreunden, die auch in diesen Alpen ohnmächtig zum deutschen Kaiseraar emporstirchten, scharf genug in die Augen.

Doch nicht von 1870 wollte ich reden, sondern von 1809, wo die Tiroler gegen den großen Onkel des kleinen Neffen im furchtbaren Kampfe rangen und das Vorspiel von 1813 aufführten. So mancher brave deutsche Junge wird diese Blätter lesen, und wir wollen ihm diesmal ein paar wackere Tirolerbuben aus alter Zeit vorführen. Einer von diesen hieß Anderl und war der Sohn Speckbacher's, des berühmten Anführers im Tiroler Befreiungskriege, der andere — je nun, wir wissen nicht, auf welchen Heiligen er getauft wurde, aber seine Geschichte bleibt dessenungeachtet schön und wahr.

Am 29. Mai 1809, dem Tage, welcher Innsbruck und ganz Tirol zum zweiten Male befreite, stand Speckbacher, der Freund Sandwirth Hofers, mit den Scharfschützen am rechten Ufer des Inn, die Franzosen behaupteten noch die Stadt Hall, wo eine Brücke über den Fluß geht. Ihre Plänkler waren auf dem hohen Münsterthurm vertheilt; seine altersgrauen Wände zeigen heute noch die Spuren der tirolischen Stutzenkugeln. Speckbacher's Sohn, der damals zehn Jahre alt, aber schon mit ganzer Seele bei dem Kampfe, hörte in der Heimath zu Rinn das Krachen der Gewehre; das lockte ihn näher und näher, bis er im Bereich des Gefechts war. So mancher Tiroler-Schütze hatte hier seine letzte Kugel schon verschossen, dafür schlugen die französischen rechts und links ein. Anderl sah, daß es den Seinen an Kugeln fehle, da lief er furchtlos in den Kugelregen — und las sie auf; die im Boden steckten, stach er mit dem Taschenmesser heraus, bis er sein Hütchen voll hatte. Nun suchte er den Vater und brachte ihm die Kugeln zum Geschenk. Der erschrak nicht wenig über die Redheit des „Teufelsbuben“ und schickte ihn von einem Schützen begleitet heim; dem Schützen gab er aber in der Stille den Auftrag, ihn auf eine entlegene Alp zu führen, wo ihn die Senner gut hüten sollten. Der Anderl ließ sich aber schlecht hüten. Er sann und dachte nur wieder zum Vater in den Kampf gegen den Feind zu kommen. Er beredete einige vom Befreiungskampfe noch zurückgebliebene Schützen, sie möchten mit ihm in's Unterland zum Vater ziehen. — Gesagt, gethan! Er traf ihn zu Wörgl. Der Vater Deferegger schildert diesen Augenblick in einem berühmten Bilde. Mit Stammen und Aufregung, zornig wegen seines Ungehorsams, sah der Vater seinen Sohn wieder vor sich stehen. Aber auf Bitten seiner Freunde, die

den Knaben wegen seines Muthes lieb gewonnen hatten, vergab er ihm endlich, und nun durfte Anderl mit in den Krieg und trug seinen Stutzen trotz einem. Speckbacher drang ins Salzburgische vor. Aber bei Melled wurde er von den Franzosen überfallen, welche ihn, begünstigt durch die Nachlässigkeit tirolischer Vorposten, umgangen hatten. Ein wüthender Kampf entspann sich, und Speckbacher, von der Uebermacht auf den Boden geworfen, erhielt mehrere Bayonnetstiche und Kolbensöße, der Stutzen wurde ihm entrissen, das Gewand hing in blutigen Fetzen von seinem Leib. Der riesige Mann raffte sich aber wieder auf, schlug mit der Faust einige Feinde nieder und entram auf eine Felsenwand. Dort vermißte er seinen Sohn. Er ergriff einen Stutzen und wollte noch einmal hinab auf die Feinde, um sein Kind zu holen; die Schützen hielten ihn jedoch mit Gewalt zurück, denn er wäre nur in den Tod oder in die Gefangenschaft gerannt.

Die Feinde fanden und ergriffen den Knaben; sie führten ihn auf die Wahlstatt, damit er ihnen zeige, ob sein Vater unter den Todten oder Verwundeten liege. Alsogleich erkannte er den Säbel desselben und weinte bitterlich, faßte sich jedoch schnell als er ihn selbst nicht unter den Todten fand, und dachte nur daran, dem Vater, auf dessen Kopf vom Feinde ein hoher Preis gesetzt war, wenn er noch lebte, die Flucht zu erleichtern. Ist die Unwahrheit auch unter allen Umständen verwerflich, so mag sie hier, wo es den Vater zu retten galt, wohl eine Art von Entschuldigung finden. Anderl bezeichnete einen der todten Schützen als seinen Vater und sicherte ihn so vor Tod und Verfolgung. Sein Benehmen war so würdig, daß ihm die feindlichen Offiziere überall Achtung erwiesen.

Anderl wurde nach Landshut geführt. Als der König Max von seinen Schicksalen hörte, wollte er ihn sehen. Man führte ihn nach München in die Residenz. Der König fragte ihn: „Was glaubst wol, daß jetzt mit dir geschehen wird?“ — Der Bube antwortete: „Umbringen werdet ihr mich halt wie meinen Vater!“ — Der König nahm ihn lächelnd bei der Hand und sagte: „Nein, so arg wollen wir's mit dir nicht machen!“ — Er gab ihn in ein Erziehungs-Institut.

Die Familie Speckbacher bewahrt noch einen Brief, den Anderl aus dem Seminar später an seine Mutter schrieb. Wir theilen ihn hier mit: „Liebste theuerste Mutter! Du hast mich mit Deinem Brief ganz überrascht! Es freut mich herzlich, daß Du gesund bist und mein Vater noch lebt. Herzlich gern wollt' ich nun für ihn bitten, aber ich glaube,

daß es noch nicht thunlich ist. Was mich betrifft, geht es mir gut, ich bin mit meinem Zustand sehr zufrieden und gesund. Der König hat sehr viel Gnade für mich; was ich bedarf, schafft er mir bei. Er ließ mir heuer schon so viele Kleider, Wäsche und ein prächtiges Bett machen, was alles über 400 fl. kostete. Auch hatte ich das Glück, daß der König mein Firmgöth (Firmpathe) geworden wäre, wenn ich nicht schon gefirmt gewesen wäre. So oft ich bei ihm erscheinen darf, fragt er mich, ob ich in die Kirche gehe und fleißig bete. Hier sind die Kirchen auf das allerprächtigste verziert. Der Kriegsminister ist mein größter Wohlthäter, er zieht mich öfter zur Tafel und sorgt für mich wie für sein eigenes Kind. Ich bin nun im königl. Seminar, wo ich Deutsch, Lateinisch, Musik und Zeichnen lerne. Auch bin ich heuer schon siebenmal der Erste geworden. Ich werde mir alle Mühe geben, durch Fleiß und gutes Betragen die vielen Wohlthaten zu verdienen. Nun lebe wol; meine Geschwister, Deine Schwester und den Haushund grüße ich herzlich und verbleibe stets Dein dankbarer Sohn."

So der Anderl, der wie man sieht, zu München ganz gut Briefe schreiben gelernt hatte. —

Tirol kam wieder an Oesterreich zurück. Auch Anderl kehrte 1816 heim. Der Kaiser Franz verlieh ihm ein Stipendium, damit er auf der Akademie zu Schemnitz das Bergwesen studiren könne. Später wurde er als Verwalter beim Hüttenamt zu Imbach angestellt, wo er sich auch durch den Bau von Maschinen für die Verarbeitung des Eisens auszeichnete. — Als man ihn 1809 gefangen nach München brachte, liefen damals viele Leute zusammen ihn zu sehen. Unter diesen war auch ein Mädchen von zehn Jahren gewesen, Namens „Loischen“, die Tochter eines dortigen Beamten. Später begegneten sie sich wieder, und das „Loischen“ wurde seine Braut und dann seine Frau. Unser braver Anderl brachte es leider zu keinem hohen Alter, er wurde schwindföchtig und starb 1834 an einer Lungenkrankheit. Ein andermal sollt ihr mehr von jener Zeit erfahren. —

Und nun noch etwas von dem andern wackeren Buben, dessen Namen wir nicht wissen; — Anderl war aus dem Unterland, jener aus dem Oberinntal. Als im Jahre 1809 der Krieg losbrach, schickten die Franzosen Spione in das Land um Alles auszuforschen; zwei solche Burschen trafen in der Schlucht bei Landeck einen Knaben und meinten den aushorchen zu können. Der Knabe aber merkte, mit was für Gefellen er zu thun habe. Sie fragten ihn: „Ist dein Vater zu Haus?“ Er antwortete: „Wenn's euch wundert, schaut selber nach.“ — Drauf sie: „Er rückte wohl mit den Schützen aus?“ — Unser Bube trozig: „Schande über Jedem, der hinter dem Ofen zurückbleibt!“ „Da wird deine Mutter wol weinen?“ — Der Bube: „Sie betet täglich um Sieg für Tirol!“ — Nun wurde der andere von den Spionen wild und schrie: „Der Bub' wächst zu einem Rebellen heran! Schwör augenblicklich unserm Fürsten Treue.“ Der Knabe, der dem Feinde des Landes Treue schwören sollte, lachte dem Burschen ins Gesicht; da ergriff ihn jener wüthend, hielt ihn von der Felsenwand über den Inn hinaus, der unten brausend vorüberfloß und drohte ihm: „Wenn du jetzt nicht schwörst, nie kaiserlich zu werden, ist's aus mit dir, ich werf' dich sogleich in die Tiefe hinab. Aber der Bube, ob er gleich seinen Tod vor Augen sah, wankte nicht und schwur nicht, sondern krallte sich in den Bart des Spions fest, und als ihn der Genosse desselben endlich befreite, hielt er die Hand voll ausgerissener Haare. Die beiden Kundschafter bewunderten den Muth des Buben, der als er wieder Boden unter den Füßen fühlte, nun freilich eiligst von dannen trabte.

Die stolzen Franzosen aber, welche vermeinten, die Bauern „auf dem Kraut fressen“ zu können, werden seltsam dreingesehant haben, als sie dann geschlagen und gefangen nicht von Männern — denn diese mußten mit dem Stutzen die Grenze schirmen — sondern von Weibern und Knaben escortirt wurden!

So ging es im Jahre 1809 in Tirol zu.

## Kleinigkeiten

von Johann Meyer.

I.

Schmollen —  
Nicht darfst du's wollen  
Und mußt es lassen;  
Es führt zum Grollen,  
Und der Groll zum Hassen.

II.

Wer kann von Glück  
Im Leben sagen?  
Wen kein Mißgeschick  
Je zu Boden geschlagen?  
Der Weise spricht: Wer seine Pflicht  
Getreu erfüllt in allen Tagen.

## Der Weihnachtskuchen.

Von

**Rudolf Löwenstein.**

Holzschritte nach Original-Zeichnungen von Hugo Bürkner.



Der Kuchen ist, wie sich gebührt,  
 Geknetet schon zum Feste,  
 Mit Butter, Ei und Mehl gerührt,  
 Gezuckert auch auf's beste,  
 Mit bitterm Mandeln reich gespickt,  
 Von Safrans Gold beschieden,  
 Und um den Rand, als wär's gestickt,  
 Ein Kränzlein von Rosinen.

„Ja, Kinder, kommt nur her und gafft!  
 Was sagt ihr, kleine Leder,  
 Zum Werk, das ich für euch erschafft?  
 Es muß sogleich zum Bäcker,  
 Damit sich auch des Ofens Gluth  
 Vermische mit dem Teige,  
 Und aus der Form dann, braun und gut,  
 Mein Meisterwerk erseige.“

Die Mutter spricht's und geht hinaus.  
 Die Kinder gaffen lästern,  
 Ihr Mäulchen wässert nach dem Schmaus,  
 Duft schlürfen schon die Nästern.  
 Sie möchten in den Teig hinein  
 Sich, gleich den Wespen, saugen.  
 Es schau'n auch gar zu lockend drein —  
 Ach — der Rosinen Augen.

Frits spricht: „Ich sah die Mutter zwar  
 Vorhin am Teige mischen;  
 Doch Eines ist mir noch nicht klar,  
 Ob Salz auch ist dazwischen.  
 Er stüpft den Finger ein und leckt  
 Und spricht mit heitren Sinnen:  
 „Postausend, Schwesterchen, das schmeckt!  
 's ist gar kein Salz darinnen!“

Die Liese spricht als schlanes Kind:  
 „Ich möcht' nur einmal proben,  
 Ob innen auch Rosinen sind!  
 Ich glaub', sie sind bloß oben.“  
 Sie bohrt den Finger tief hinein  
 Mit sachverständ'gen Mienen:  
 „Es sind Korinthen nur, ganz klein,  
 Jedoch — es sind Rosinen!“

Die kluge Grethe aber spricht:  
 „Was ihr da schaut im Mehle,  
 Glaubt mir, das sind Korinthen nicht!  
 's ist Pfeffer, meiner Seele!  
 Nur Pfefferkörner sind im Brei!  
 Will's doch einmal versuchen! — —  
 Es sind Korinthen doch! ei, ei,  
 Das wird ein prächt'ger Kuchen!“

„Die Mutter kommt — ruft plötzlich Frits —  
 O laßt den Kuchen stehen!  
 Wenn sie den Schaden merkt — postblitz! —  
 Wie wird es uns ergehen?  
 Wer Beine hat, der rette sich,  
 Sonst nimmt's ein schlimmes Ende.  
 Fort, fort! und wischt fein säuberlich  
 Das Mäulchen und die Hände!“

Zu spät! Die Mutter ist schon hier. —  
 Wie wird euch, kleine Wichter?  
 Was ihr gethan, verriethen ihr  
 Schon eure Angstgesichter.  
 Schon ist dem Kuchennapf sie nah  
 Und sieht, was ihr vernichtet.  
 Wie arme Sünder steht ihr da.  
 Jetzt werdet ihr gerichtet!

„O Schmach! mein prächtig Meisterwerk  
 Voll Löchern und voll Rissen!  
 Durchwühlt, wie ein Kaninchenberg,  
 Von euren Fingerspizgen!  
 Hier steht der Grethe Finger noch,  
 Hier Lieschens Hand zu lesen,  
 Und hier — dies furchtbar tiefe Loch —  
 Das bist du, Fritz, gewesen!

Nun hört“ — spricht sie mit ernstem Wort —  
 „Für das, was ihr begangen,  
 Sei schwere Strafe auch sofort,  
 Ihr Lüsternen, verhangen:  
 Den Kuchen seht ihr nimmermehr,  
 Und sollt ihn kosten nimmer!  
 Wenn heut nicht Weihnachtsabend wär,  
 Dann ging es euch noch schlimmer!

Der arme Nachbar soll in Freud  
 Sich an dem Kuchen laben,  
 Kein Weihnachtsbäumchen soll euch heut  
 Erfreun mit seinen Gaben.  
 Das soll des Frevels Strafe sein.  
 Laßt sie zur Neu' euch frommen;  
 Vielleicht wird dann das Christkindlein  
 Zu euch auch — morgen, kommen.“



## Weihnachten, das älteste deutsche Familien- und Volksfest.

Von

Friedrich Körner.

Das lieblichste unsrer Feste naht bereits! Der Christbaum steht bald wieder kerzenschimmernd und im bunten Festschmuck auf dem Tische der Armen wie der Reichen.

Weihnachten bleibt unser schönstes Fest, aber nur Wenige erinnern sich dabei, daß es einer uralten Sitte entstammt, welche unsre Vorfahren bereits vor Jahrtausenden einführten und uns als kostbares Erbe des traulichen, herzigen Familienlebens hinterließen. Denn in die letzte Woche des Decembers fiel ihr Zulvest als das heiligste des Jahres. Die Natur ruht um diese Zeit, und mit ihr die ländlichen Arbeiten, welche damals jeder Deutsche trieb, da es weder Städte noch Handwerker gab. Von weit und breit kamen Verwandte nach dem Stammhause der Familie zu Pferde und auf leichtem Schlitten. Hocherfreut empfing sie der Hausvater, welcher sich durch solchen Besuch geehrt fühlte und ihn acht Tage lang festlich bewirthete. Man feierte nemlich gemeinsam die Wiederkehr der belebenden Sonne und mit ihr das Wiedererwachen der allnährenden Erde. In ihrem frommen Gemüthe empfanden unsre heidnischen Vorfahren tief, welche Wohlthaten ihnen die Sonne erwies, und verehrten diese daher als oberste Gottheit. Sie bedurften ja des Regens und Sonnenscheins, des Wechsels der Jahreszeiten, damit die Saat gedeihe und der Mensch behaglich lebe. Wenn die Tage am kürzesten, die Nächte am längsten wurden, die Natur erfordern zu sein schien und Schauer des Todes durch die Welt gingen, dann begann die heilige Zeit der langen Nächte, wie man die lichtarme letzte Decemberwoche nannte. Dann wanderte das oberste Götterpaar, Odin und seine Gemahlin, durch das Land von Hof zu Hof, um nachzusehen, ob die Menschen fleißig und fromm wären.

Sie erschienen als arme Wanderer, und wenn sie sahen, daß Herrschaft und Gesinde ihre Pflicht gethan hatten, so hinterließen sie Geschenke, welche unscheinbar ausfahen, aber für den, welcher sie dankbar annahm, in Kostbarkeiten sich verwandelten.

In dieser geheimnißvollen Zeit versammelten sich daher die Familienglieder im Stammhause; denn die Familie galt bei unsern Vorfahren für die heiligste Verbindung der Menschen, und stand unter der besonderen Aufsicht des Gottes. Man ahnte die Nähe des allwaltenden Odin, erwartete voll froher Zuversicht die Wiederkehr der Sonne und feierte die Gottheit durch Schmans und heiteres Familienleben. Da saßen die Gäste an langen hölzernen Tischen: Brüder, Schwestern, Schwäger, Enkel, Großeltern u. s. w., tranken süßes Honigbier (Meth), aßen Schweinebraten, beschenkten sich, spielten oder erzählten sich die Ereignisse des verflossenen Jahres.

Obenan am Tische thronte auf dem erhöhten Sitze des Hochstuhls das Familienhaupt, ihm gegenüber auf ähnlichem Hochstuhl die Hausmutter, damit sie Tisch und Zimmer übersehen konnten. Tannenzweige schmückten den Saal, Kienspähne und Fackeln leuchteten, und die Gäste verzehrten als Festspeise Aepfel und Nüsse, erfreuten sich gegenseitig durch Geschenke und sangen dem segensbringenden Sonnengotte zu Ehren fromme Lieder oder erzählten sich die Thaten der Götter und Helden. Jenen Festschmuck wählte man mit gutem Bedacht, denn er sollte den Zweck des Festes vergegenwärtigen: die nahe Wiederkehr der Sonne und die Neu belebung der Natur. Die Fackeln bedeuteten das Sonnenlicht, die Aepfel und Nüsse die Unvergänglichkeit des Naturlebens, denn sie bleiben das ganze

Jahr hindurch genießbar, wie ja auch die Tanne im Winter ihre grünen Blätter behält. Das uralte Hausthier aber, das Schwein, welches die Menschen ernährt, war dem Sonnengott geheiligt, und der Braten dieses Thieres daher ein passendes Festgericht. Wer solchen Braten nicht schaffen konnte, der buk aus Mehl einen Kuchen von der Gestalt des Schweines, um den Sonnengott zu ehren, denn der Festschmaus galt als Opfermahl.

Als nun vor mehr als 1000 Jahren unsre heidnischen Vorfahren zum Christenthum bekehrt wurden, behielten die Sendboten des Christenthums das schöne Julfest bei, da es mit Christi Geburt zusammenfällt. Wir verehren in Christus ja auch die geistige Sonne, welche neues Leben unter die Völker brachte. Daher ist das Christfest für uns ein Familien- und Kinderfest geblieben, daher schmücken wir den Tannenbaum mit Lichtern, vergolden Aepfel und Nüsse, um uns an das aufgehende Sonnenlicht zu erinnern, beschenken uns und verkürzen uns die langen Abende mit Spielen aller Art. Aus dem Schweinebraten ist bei uns die Christwede (Stollen) geworden, der gabenpendende Odin verwandelte sich in den Knecht Ruprecht, welcher den Kindern Geschenke bringt, sobald sie fromm und fleißig waren. Den Hochstuhl des Familienhauptes besitzen wir noch im würdigen Großvater-

stuhl, welchen wir heute noch lieben Gästen als Ehrensitze anbieten.

Wir feiern also Weihnachten noch immer nach Art unsrer Vorfahren. Dagegen kennen nichtdeutsche Völker den Christbaum nicht. In Ungarn z. B. begehen nur die Deutschen das Christfest nach uralter deutscher Weise und da es so schön ist, so ahmen es viele ungarische Familien nach, zünden aber den Christbaum nur am Neujahrsabende an und beschenken sich an diesem Tage, weil sie eben den tieferen Sinn der urdeutschen Sitte nicht verstehen.

Anders ist es bei den uns stammverwandten Völkern, bei Schweden, Norwegern, Dänen, Holländern, Engländern und Nordamerikanern. Diese feiern nach alter Weise das Julfest, und so weit auf der Erde Deutsche wohnen, in China und Australien, in Brasilien und im Kaplande, überall leuchtet und schimmert zu Weihnachten der Christbaum auf dem Familientische. Daher hat das schöne Fest noch den Werth, daß sich sämmtliche deutsche (oder germanische) Stämme wie eine große Völkerfamilie um den Weihnachtsbaum sammeln und sich dadurch als Verwandte bezeichnen. Trennen wir uns also, daß wir Deutsche sind, und bewahren wir dankbar das fromme, sinnige Gemüth unsrer Stammväter!

### Was Fritz seinen Lieben zu Weihnachten schenkte.

Soll ich dir einmal zeigen, was ich alles für Weihnachten vorräthig habe?" fragte Fritz seinen Schul- und Specialfreund Karl, der ihn Sonntags besuchte. Er wartete aber dessen Antwort gar nicht erst ab, sondern lief zur Thür, riegelte sie mit geheimnißvoller Geberde zu und schloß in eifriger Hast einen Kasten seines kleinen Schreibepultes auf. Das erste, was er an's Tageslicht beförderte, war ein ganz hübscher Cigarrenbecher. Fritz hatte ihn aus den Bretchen von Cigarrenkistchen mittelst der Laubfäge hergestellt und mit schwarzem Sammet so ausgelegt, daß die durchbrochenen Stellen des fein ausgefügten Musters sich prachtvoll tiefschwarz von den hellbraunen Ornamentmustern abhoben. Die Innenseite des Bechers war mit feinem, glattem Goldpapier ausgeklebt. „Wie hast du nur das Goldpapier so wunderschön glatt bekommen?" fragte Karl; „ich habe auch so etwas versucht, aber der Sammet will mir allemal nicht flach aufliegen und das hinten aufgeklebte Papier wirft allemal Blasen oder Buckel auf." Fritz lächelte sehr überlegen. „Ich will dir's sagen", hub er mit wichtiger Miene an; „ich habe den ganzen Becher noch einmal um einige Linien kleiner aus dickem, mit Goldpapier überzogenen Cartouppapier angefertigt und in diesen hölzernen dann hineingeschoben. Dann sind, wie du siehst, die Ränder hier oben durch feine Goldstreifen mit dem Holzbecher verbunden. Aber weißt du, wo ich das Muster her habe?" — „Nun?" — „Das habe ich selbst erfunden!" sagte triumphirend Fritz. „Wie das zugeht, werde ich dir später einmal erklären, wenn ich mehr Zeit habe; jetzt hier weiter!" — Das nächste kleine

Kunstwerk, das er freudig aus dem Kasten hervorbrachte, war ein für die Mutter bestimmter schöner Lichtschirm, den er dem auf's höchste erstaunten Karl so vorhielt, daß das einfallende Tageslicht die auf dem Schirme befindliche Malerei transparent erscheinen ließ. Karl bezweifelte stark, daß Fritz diese selbst ausgeführt habe. „Gewiß," entgegnete dieser, „und das ist außerdem gar nicht schwer! Weißt du, dabei wird es ja nicht so streng genommen wie in der Zeichenstunde, in der man alles aus freier Hand zeichnen muß. Ich habe mir mit Lineal und Zirkel und auch sogar mit Pauspapier geholfen. Die Hauptsache ist dabei immer, daß das Ganze sauber und genau gearbeitet wird. Sieh! die Leute, welche solche Sachen für den Verkauf anfertigen, machen es ganz ebenso. Du weißt, daß Papa die „Gewerbehalle"\*) mithält, welche wir auch in der Schule als Zeichenvorlagenwerk benutzen, und aus dieser habe ich das Muster abgezeichnet. Die Farben aber sind meine eigene Erfindung." — „Ja, aber kannst du denn auf Porzellan malen?" fragte der nur halbgläubige Karl. Da lachte Fritz hell auf. „Das ist spaßig, du hältst meine Papiermalerei für Porzellanarbeit? Nein, mein lieber Karl, das ist ganz ehrliches gutes Zeichenpapier, aber auf der andern Seite noch einmal gegen das Licht gemalt, so daß die Farben schön bunt wirken. Die goldig schimmernden Punkte sind

\*) Eine Zeitschrift für Kunstindustrie, Verlag von Engelhorn in Stuttgart. Zu Anfertigung eines solchen Lichtschirmes kann man auch anstatt jener Verzierungen irgend ein beliebiges hübsches Bild wählen.

durchstochen und auf der Rückseite des gemalten Papiers liegt ein anderes von goldgelber Farbe. Die beiden zusammengelegten Papierblättchen sind dann zwischen zwei Glas tafeln von gleicher Größe eingelegt und Rahmen und Fuß des Schirmes habe ich beim Händler gekauft. Wenn ich aber wieder einen Schirm mache, so fertige ich das Gestell aus Laubsägenarbeit. Für Kösschen habe ich leider nichts fertig machen können, weil die Zeit zu kurz war. Sie hat aber zum Glück im Februar ihren Geburtstag, zu welchem sie einen kleinen Toilettenspiegel von mir bekommen, soll und zwar gleichfalls eine Laubsägenarbeit. In den Weihnachtsferien habe ich ja dazu vollkommen Zeit. Nun bleibt nur noch das kleine Piesel übrig. Für die Kleine mache ich etwas ganz apartes, noch nicht dagewesenes.“

„Nun und das wäre?“ fragte Karl. Da holte Fritz oben vom hohen Schrank einen Holzkasten herunter, auf dem ein Paar Bretter aufgesetzt waren, so daß sie eine Art Dach bildeten. Vorn an diesem Bretterbau war noch ein kleines Kästchen angenagelt und ebenfalls mit schrägem Dache versehen. Dieser Vorbau bildete den überdeckten Hauseingang. „Hier,“ sagte Fritz, „hier sollst du mir helfen die Fenster und Thüren hineinsägen.“ „Aber Fritz,“ rief Karl erstaunt „das soll noch fertig werden und übermorgen haben wir Weihnachtabend? Die Bretter sind auch nicht gehobelt, und dann der Anstrich?“ — „Still!“ sagte Fritz, „du sollst gleich Alles erfahren. Kennst du die Geschichte vom Hänsel und Gretel, vom Pfefferkuchenhäuschen und der bösen Hexe?“ — „Ach ich errathe,“ unterbrach ihn Karl, „du willst ein Pfefferkuchenhäuschen für Piesel machen. Höre, Fritz, das ist eine hübsche Idee. Und mit vereinten Kräften gingen beide, nachdem sie sich über die Herstellung verständigt hatten, an die Arbeit. Karl na-

gelte aus kleinen Brettchen eine Fenereffe zusammen und dieselbe dann auf's Dach. Fritz sägte während dessen die Fenster aus und zum Schluß überzogen sie das ganze Haus mit gewöhnlichem weißem Papier. Das Fensterglas vertraten rothe Gelatineblätter, die einen gar prächtigen Anblick gewährten, wenn das Innere des Häuschens durch ein kleines Licht erleuchtet wurde. Die Wände des Hauses wurden nun mit weißem Lebkuchen, das Dach aber mit braunem belegt und dieser mit kleinen Holzstiftchen angenagelt, dann aber noch das ganze Haus mit Confect von verschiedenster Art so geschmackvoll als möglich ausgeputzt. Das Haus stand auf einem Brett, auf dem von Fritz ein kleiner Garten geschaffen worden war. Der Zaun war von Süßholz geflochten und seine Pfeiler bestanden aus Schoten von Johannisbrod. Reiser, mit Traubenrosinen und Knackmandeln behängt, stellten, je nach der Form, Büsche oder Bäume vor. Kurz, wer die prächtige Arbeit der beiden kleinen Tausendkünstler gesehen hätte, dem wäre das Wasser im Munde zusammengelaufen. Als Hänsel und Gretel aber standen ein Paar niedliche Gelenkpüppchen im Garten, und unter der Thür, — was denkt ihr wohl? — die böse, alte Hexe. „Aber wo hast du denn die famose Hexe bekommen?“ „Die hab' ich beim Händler gekauft,“ antwortete Fritz, „man bekommt solche komische Figuren zu kaufen. Kösschen hat ihr das Mäntelchen mit einer Kapuze dazu gemacht und es ihr angezogen. Nun weiß ich aber noch etwas. Ich habe beim Conditore am Schaufenster einen allerliebsten Storch aus Zuckerwerk gesehen, den kaufe ich noch dazu und setze ihn hier oben auf das Dach, in ein kleines Nest mit Zuckereiern, dann sollst du die Freude Piesel's am Weihnachtsabend sehen!“

F.

## Kleine Büge aus dem Seelenleben der Thiere.

Von

Carl Reinhold.

Ihr habt die Ueberschrift gelesen und wißt nun, was ihr in Folgendem zu erwarten habt. Aber ich höre schon einige Wißbegierige unter euch fragen: „Haben denn auch die Thiere eine Seele?“ — Ich weiß gar wohl, daß man vielfach bei den Thieren Alles und Jedes, was auf ein Seelenleben hindeutet, auf Rechnung des sogenannten „Instincts“ setzt. Mit diesen Worten sucht sich eben unsere Unwissenheit abzufinden. Nun will ich gar nicht leugnen, daß die Thiere vielfach durch das, was man Instinct nennt, geleitet werden, wie dies auch bei uns Menschen vielfach genug geschieht. Wenn wir das Wort „Instinct“ richtig gebrauchen, so verstehen wir darunter zunächst den Selbsterhaltungstrieb und sodann vielleicht auch den Kunsttrieb, der mit dem Selbsterhaltungstrieb vielfach in naher Verbindung steht. Bei genauer Beobachtung aber finden wir, daß auch diese beiden Triebe bei dem Thiere nicht so dunkle und unbewußte sind, als Viele annehmen möchten. Es verbindet sich mit diesen Trieben bei den Thieren oft viel Ueberlegung und Berechnung. Viele

Büge aus dem Thierleben deuten geradezu ganz bestimmt darauf hin, daß auch Thiere Verstand und Gemüth haben. Wenn der Mensch, das Meisterstück, der König und Priester der Schöpfung, dies leugnet, liegt der Grund hierzu entweder in seiner Unkenntniß vom Thierleben, oder auch in einem sicher nicht löblichen Hochmuth. Indem der Mensch den Thieren höherer Ordnung jene Seelenkräfte zugestehet, verliert er nicht nur nicht das Geringste an seiner Würde, sondern er erschließt sich ein unermessliches, noch wenig durchforschtes Reich, in dem jede neue, auch die unscheinbarste Entdeckung ihm zur Freude gereicht. Die kleinen Büge aus dem Seelenleben der Thiere, von welchen ich hier meist selbstbeobachtete mittheile, sollen euch nicht nur eine angenehme Unterhaltung bieten, sie sollen euch auch anregen, das Seelenleben der Thiere selbst zu beobachten und kleine Erfahrungen selbst zu sammeln. Auf diese Weise lernt ihr die Thiere mehr und mehr kennen und verstehen, gerechter beurtheilen und aufmerksamer und wohlwollender mit ihnen umgehen.

### Joli.

Heute will ich euch von meinem Joli erzählen. Joli war ein Pincher der kleinsten Art, er konnte recht wohl in einem Puppenbettchen schlafen. Das Hündchen war ungemein zierlich gebaut, immer in Bewegung und äußerst wachsam und klug. Gewöhnlich war er mein treuer Begleiter auf meinen Wanderungen durch Feld und Wald. Eines Tages aber ging ich auf ein benachbartes Gut; ich wußte, daß der Hausherr kein Freund der Hunde war und schickte daher das Hündchen, das mir bereits gefolgt war, zurück. Joli gehorchte und trabte meinem Hause zu; er war an pünktlichen Gehorsam gewöhnt. Mein Weg führte mich am Rande eines dichten Waldes vorüber. Dann und wann hörte ich im Walde etwas neben mir rascheln. Ich blickte nach dem Walde hin, konnte aber nicht bemerken, woher das Rascheln kam. Müßig wanderte ich weiter. Der Wald nahm ein Ende und mein Weg führte mich über eine große Wiese. Die Sonne stand gerade über mir; es war um die Mittagszeit. Zufällig sehe ich mich nach einer Blume um, die mir im Vorübergehen in die Augen gefallen war. Da war es mir, als bemerkte ich einen Schatten, der dicht an meinen Füßen lag. Ich wende mich links, ich wende mich rechts: der Schatten ist verschwunden. „Hm“, brumme ich und denke, dahinter willst du doch kommen. Ich drehe mich blitzschnell um und siehe da, wer hoch ganz zusammengerückt hinter mir? Jolichen ist es. Also doch ungehorsam! sage ich scheinbar erzürnt. Warte, du sollst deine wohlverdiente Strafe erhalten! Da aber sieht mich das Hündchen flehentlich an und hebt bittend sein Pfötchen empor. Was konnte ich Anderes thun, als ihm die Strafe erlassen? So komm nur, du Schelm, rief ich freundlich, du sollst mich nun doch begleiten! — Ein lustiger Sprung und wie toll tanzte der kleine Pincher mir voran. — Nun überlegt nur einmal das Gesichtchen und sagt mir dann, ob eine so fein berechnete Handlungsweise nicht auf Verstand schließen läßt? — Das kluge Hündchen blieb noch Jahre lang unser Liebling, bis es endlich einem bösen Husten erlag.

### Eine Gans als Musikfreundin.

In dem Flecken H. lebte eine schmutze, schneeweiße Gans, die über der Musik Fressen und Saufen vergessen konnte. So wie auf dem Tanzboden die Fiedel klang, stand unser Gänlein sicher vor der Thür, neigte den Kopf auf eine Seite und lauschte. Ob ihr die Tanzmelodie in die rothgelben Latschen fuhr, kann ich nicht sagen, aber das weiß ich, daß die Gans sich nicht vertreiben ließ. So oft sie auch fortgejagt wurde, sie kam immer wieder. Da sie sich anständig betrug, ließ man sie endlich gewähren und gönnte ihr die bescheidene Freude. Aber unsere Gans hatte auch Sinn für ernstere Weisen. So lange am Sonntage im Hause des Herrn die Orgel klang und heilige Lieder ertönt, stand sie an der Thüre des Gotteshauses. Ja, was das Seltsamste war, sie fehlte, so wie gesungen wurde, bei keinem Leidenbegängnisse. — Zu ihrer Ehre muß ich ihr auch nachrühmen, daß sie den Gesang nicht mit ihrer kreischenden Stimme störte, gleichsam als wüßte sie, daß ihr die erte, von ihr so geliebte Kunst des Gesanges versagt sei.

### Der Freitagsgast und der kalenderkundige Hund.

In der Nähe von Dresden befindet sich eine Tabagie, in der ein Herr aus Dresden, so wie es die Witterung erlaubte, sich regelmäßig Freitag Nachmittag zwei Uhr einfand, um eine Tasse Kaffee zu trinken. In der Tabagie befand sich ein Hund, der sich die Zuneigung des Freitagsgastes gewann. Der letztere verfehlte auch nie, dem Liebling eine Leckerei mitzubringen. Das gefiel dem Räucher und regelmäßig Freitag nach Tisch trabte er bis an eine Waldecke dem Gaste entgegen. Kam dieser einmal nicht, so wartete der Hund den nächsten Freitag pünktlich ab, und verfehlte diesen Tag nie. Woher mochte der Hund seinen Kalender haben? — Verstand er vielleicht die Tage zu zählen? — Wer Lust hat, mag es versuchen das Räthsel zu lösen. —

### Die Gans und der Stiefelschaft.

In einem Hofe lebten zwei Gänse in innigster Freundschaft. Sie waren an einem schönen Frühlingstage als „goldhaarige Kinder des Lenzes“ zu gleicher Zeit aus dem Ei gekrochen. Sorglos wuchsen sie mit einander auf und gewannen nach und nach ihr Federkleid, die eine Gans ein weißes, die andere ein graues. Aber sie kannten keinen Neid, sondern schienen sich vielmehr gegenseitig zu bewundern. Ihre Heimat, ja ihre Welt, war der kleine verschlossene Hof. So einformig auch ihr Leben war, sie hatten einander mit Oil und Gal viel zu erzählen. Nur einige Tage im Jahre gab es, an denen sie des Lebens Bitterkeit erfahren mußten. Das waren die Tage an denen sie gerupft wurden. — Da trennte der Tod den innigen Freundschaftsbund: die weiße Gans starb und vereinsamt und mit gesenktem Kopfe stand die graue auf dem Hofe. Sie gakte tief traurig, nur ein leises Echo von der Wand her gab ihr Antwort. Die untröstliche Gans verschmähete das klarste Wasser und den goldigsten Hafer. Eines Tages aber ging mit ihr eine merkwürdige Umwandlung vor. Sie ließ ein andauerndes, freudiges Gal! Gal! und Oil! Oil! hören. Wie festgebaut stand sie auf dem Dlingerhaufen. Sie hatte einen Erfas für ihre Freundin gefunden, einen Tröster in ihrer Einsamkeit, — einen alten Stiefelschaft. Von diesem Tage an war sie von ihrem stummen Freunde unzertrennlich, trug ihn überall mit sich herum und verschwendete die zärtlichsten Gaks an ihn. Das wurde der Magd des Hauses nach und nach unheimlich; ach! die arme Gans mußte beschrien, mußte behext sein. — Die Magd faßte sich kurz, packte den gespenstischen Stiefelschaft vorsichtig mit einer Zange, machte im Hofe ein tiefes Loch und begrub den Stiefelschaft. — Die Gans stand daneben und sah wehmüthig zu. Was geschah? Von diesem Tage an war die Gans von dem Grabe ihres Freundes nicht zu entfernen und magerte sichtlich ab. Es half nichts, man mußte ihr den Stiefelschaft wieder ausgraben. Kaum erblickte sie ihn, so stieß sie ein lautes Freudengeschrei aus, nahm ihren lieben Freund in den Schnabel und stolperte mit ihm triumphirend auf dem kleinen Hofe umher, legte dann und wann auch das schwarzlederne Ding vor sich hin und rief zärtlich: Gal! — Fortan störte man die seltsame einseitige Freundschaft nicht; die Gans behielt ihren Stiefelschaft und — wurde gerupft. —

(Fortsetzung in späteren Hefen.)



Von

Johann Meyer.

I.

(Gleichlautdräthscl.)

Legst auf die Erste Du den Ton,  
Wie ich darum Dich bitte,  
Gleich hast Du einen Königssohn  
Aus der Trojaner Mitte.

Und hast Du die Geschichte gar  
Von Troja's Fall gelesen,  
So weißt Du auch, daß er es war,  
Der schuld daran gewesen.

Nun aber leg' ich bitte dich,  
Den Ton 'mal auf die Letzte,  
Gleich ist es was, darob man sich  
Vor kurzem noch entsetzte.

Gott Lob und Dank, so ist's nicht mehr,  
Seitdem es voll Soldaten;  
Und nun genug — ich fürchte sehr,  
Du hast es schon errathen.

II.

(Kreuz- und Quercharade.)

(Zwei Wörter.)

Eins, zwei ist dir gewiß bekannt,  
Man hat es eckig, hat es rund,  
Und hältst du's gar in deiner Hand  
So führst du es gewiß zum Mund.

Eins, vier ist manches Thieres Tod  
Und manches Menschen auch kann's sein,  
Doch manchem, der in großer Noth,  
Half's auch wohl schon, sich zu befrein.

Drei, zwei geht häufig hin und her  
Auf Flüssen, Teichen oder Seen;  
Geh't's aber mal auf hohem Meer,  
So kann es leicht zu Grunde gehn.

Drei, vier gebraucht der Zimmermann,  
Und wer nicht sonst! — und wer, kein Tropf,  
Mir zeigt, daß er gut rathen kann,  
Der trifft es grade auf den Kopf.

Von

Carl Reinhold.

I.

Hat die Fluth sich ausgetobt,  
Dann beginnt mein Reich;  
Siehst du mich von hinten an,  
Bleib ich doch mir gleich.

II.

Schlimm, wenn du in den legtern beiden  
Nichts Andres als die erste hast;  
Und bist du selber gar das Ganze,  
Fällst ernsten Leuten du zur Last.  
Biel lieber magst du mich verspeisen,  
Um meinen Wohlgeschmack zu preisen.

III.

Es hat an mir zwar Keiner seine Knochen,  
Wohl aber Mancher seinen Kopf zerbrochen,  
Und dennoch bin ich nicht aus Erz und Stein,  
Mir hauchte seinen Geist mein Schöpfer ein.  
Von Mund zu Munde wandr' ich hin und her,  
Und was ich war, bin ich für dich nicht mehr,  
Wenn du den Schleier hebst, der mich umhüllt;  
Doch hab ich dann auch meinen Zweck erfüllt.  
Du lächelst klug, ich aber scheid' und wandre  
Und such' für meine Rederei mir Andre.

Von

Friedrich Oldenberg.

I.

Ihr Angesicht ist düster,  
Wie Finsterniß und Nacht.  
Es sind, glaub' ich, Geschwister,  
Von denen keines lacht.  
Zwei sind es, gleich sind beide,  
Ihr stummes Conterfei,  
Zwei, gleich in Freud' und Leide,  
Zwei — und zugleich entzwei.

II.

Es soll ein Herr im spanischen Land sein,  
Der es selber trägt, wenn er nicht will gekannt sein.  
Und ist's auch nicht fabricirt aus Sandstein,  
So wird's dir doch als steinig bekannt sein.

Von  
**A. Schwarzkopff.**

I.

Wer geht — ohne Fuß?  
 Wer steht — ohne Bein?  
 Wer schlägt — ohne Arm?  
 Wer hängt — ohne Bein?  
 Wer läuft so schneller, je schwerer die Last,  
 Doch nie außer Athem, trotz aller Hast?  
 Wer bringt nicht Frucht und hat doch ein Blatt?  
 Wer fliegt nicht — trotzdem er Federn hat?  
 Wer hat Räder und reißt nicht?  
 Wer hat Zähne und speißt nicht?  
 Wer darf bei Tag und Nacht nicht ruhn  
 Und hat ein Werk ohn' alles Thun?

II.

Ein Thier gar borstig, wild und kraus,  
 Kehr's um — und es umarmt dein Haus.

III.

Nenne mir zwei Sorten Rosen ohne Wurzel, Duft  
 und Dorn,  
 Und zwei Hühner ohne Krallen, ohne Kamm und ohne  
 Sporn.  
 Und zwei Katzen, die nicht mausen, eine trägt, die andre  
 schlägt;  
 Und zwei Bären, deren keiner brummt, noch einen  
 Maulkorb trägt;  
 Einen Stod, darin man wohnt, einen der dir leuchtet  
 mild,  
 Einen, der die Speisekammer, einen, der den Keller  
 fällt!

Von  
**Robert Löwike.**

I.

Ich weiß eine Dame, strahlend und schön,  
 Die ist nicht gern in der Klausen.  
 Sie liebt es sehr spazieren zu gehn,  
 Nur bei Regen, da bleibt sie zu Hause.  
 Sie ist eine segnende, glütige Fee  
 Und fördert Blühen und Gedeihen,  
 Ist dem Landmann hold, wie dem Schiffer zur See,  
 Dem Sklaven, so wie dem Freien.  
 Sie liebt es zu baden in blauer Fluth,  
 Doch nur am Morgen und Abend,  
 In der Früh und nach heißer Tagesgluth  
 In den kühlenden Wellen sich labend.  
 Viel Heiden beten sie gläubig an,  
 Bann Tempel ihr und Altäre,  
 Auf daß als oberste Göttin man  
 Mit Gaben und Opfern sie ehre.

II.

Ich bin ein Wörtchen leicht und klein,  
 Bestehend aus vier Zeichen.  
 Doch werd' ich stets die Erste sein  
 In meines Kaisers Reichen.  
 Wer von Berlin nach Ofen fährt  
 Wird unterwegs mich sehen,  
 Und wenn Natur und Kunst er ehrt,  
 An mir vorbei nicht gehen.  
 Tauscht man die beiden Zeichen um,  
 Die in der Mitte standen,  
 Wird jeder, den wir sehen und stumm  
 Im Leben sonst nur fanden,  
 Durch mich beredt und froh erregt.  
 Doch jeder, der verblendet  
 Zu viel Verlangen nach mir trägt,  
 Hat noch in Schmach geendet.



**Auflösung der Räthsel aus vorigem Heft.**

I. Räthsel von **Johann Meyer.**

|    |             |    |                   |                         |
|----|-------------|----|-------------------|-------------------------|
|    | 1.          | 2. |                   |                         |
| 1. | 1. 2. 3. 4. | 2. | Sch<br>3.<br>Mei- | 2.<br>le<br>4.<br>ster. |
|    | S a u l.    |    |                   | 3. Linsen.              |

II. Räthsel von **Gustav Psarrus.**

1. Trommelfell.      2. Windfahne.      3. Landschaft.      4. Schwanengefang.

III. Räthsel von **Friedrich Oldenberg.**

1. Tafel.      2. Kiel.      3. Ameise.      4. Nachttisch, Nachtsisch.

**Auflösung des Räthselbildes von Fedor Flinzer.**

Einer für Alle, Alle für Einen. (Feuerwehr-Wahrspruch.)

### Schreckliche Abenteuer des Koboldchens Klein-Fingerling.



1. Nun hört, wie es Klein-Fingerling  
Auf seiner Heldenfahrt erging.  
Klein-Fingerling verließ sein Haus  
Und zog auf Abenteuer aus;  
Sein Käuzlein war ein Fingerhut,  
Ein Rosenstiel die Keule gut.



2. Beim schönsten Frühlingssonnenschein  
Schritt er vergnügt zum Wald hinein,  
Wußt' dort ein Hummelneft gar süß,  
Das ihm manch leckres Mahl verhieß.  
Schon griff er zu — da nahte ihm  
Das schwarze Hummel-Ungethüm.



3. Entsetzt saßt den kleinen Mann —  
Ein heißer Heldenkampf begann!  
Die Hummel summt, die Hummel sticht —  
Auf Tod und Leben kämpft der Wicht,  
Bis von der Keule wucht'gem Schlag  
Getroffen sie am Boden lag.



4. Erschöpft von solch gewalt'gem Strauß,  
Ruhet nun der Held vergnüglich aus.  
Wie schmeckt der Raub nun doppelt gut!  
Zwölf Tröpflein barg ja noch der Hut!  
Rühn war die That, süß war der Lohn —  
Doch seht! da naht das Schicksal schon.



5. Denn plötzlich — denkt wie fürchterlich! —  
Sieht er ein Raubthier unter sich;  
Ihm schien's ein Bär. Sein Schreck war groß!  
Kopfüber flog er tief in's Moos;  
Dort sah er wie der grimme Gast  
Sein Wahl verschlang in wilder Hast.



6. Sein Muth erwachte allgemach;  
Auf Rache sann er für die Schmach.  
Mit einem Seil von Lindenbast  
Nah er dem Thier unhörbar fast,  
Das sich des Raubs schon sicher glaubt —  
Wupp! flog die Schlinge ihm um's Haupt.



7. Wohl schrie die Maus: Verrath und Mord!  
Doch unser Held ließ sie nicht fort,  
Schwang auf des Unthiers Rücken sich  
Und tummelt es bald meisterlich,  
Nitt bald vergulgt die Kreuz und Quer  
Auf seinem Kößlein hin und her.



8. „Wohlan, mein Schlachtroß!“ rief der Held,  
„Nun trag' mich in die weite Welt  
Zu Heldenfahrt und Ritterthat!“ —  
Doch weh! da lag ein Halm im Pfad.  
Allein das Kößlein, wohl dressirt,  
Mit jedem Hochsprung volltigirt.



9. Doch als er ritt zur Schenke — hup! —  
 Da sprang die Kage aus dem Busch,  
 Heidi! Wie zog mein Kößlein aus,  
 Im Sturmgalopp zum Wald hinaus,  
 Die Kage saugend hinterher —  
 Nicht Köß noch Reiter sah man mehr.

Fedor Flinzer.

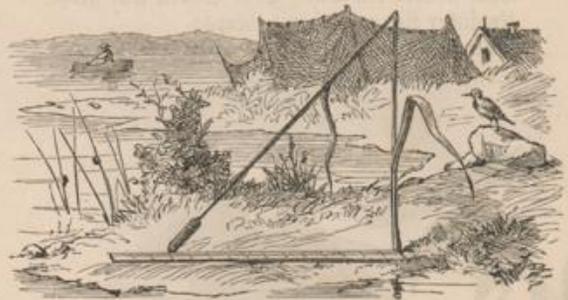
## Eine Knackmandel

Von

Robert Löwike.

(Für Aeltere.)

Auf einem Uferdamme einsam stand  
 Ein Rohr von hohem Wuchs und gradem Stamme.  
 Ich maß es, und von seiner Spitze fand  
 Drei Meter ich bis unten zu dem Damme.  
 Ein Sturmwind kam und knickt das schlanke Rohr,  
 Daß seine Spitz' es bis zur Erde neigte,  
 Und wieder nahm ich meinen Meßstock vor  
 Der hundertzwanzig Centimeter zeigte  
 Am Boden von der Spitze bis zum Schaft.  
 Nun aber sei von Euch als Antwort ausgesprochen,  
 Wie hoch vom Boden hat des Sturmwind's Kraft  
 Das schlanke Rohr geknickt und durchgebrochen.



Frau **A. B.** in **B.** Freundlichsten Dank.  
 Das Titelblatt unseres Weihnacht-Bandes ist  
 von Prof. Theod. Grosse entworfen.

Herrn Dr. **S.** in **B.** Außerordentlich  
 liebenswürdig. Die freundliche Zustimmung, mit  
 welcher die zwei ersten Nummern unserer Mo-  
 natshefte von so vielen Seiten begrüßt wurden,  
 gereicht uns zur herzlichsten Freude.

Hr. Sanitätsrath **N.** in **B.** Besten Dank.  
 Auch die Composition: „Verlassen“ von  
 Oscar Pleisch im vorigen Hefte gehört dem  
 bereits erwähnten Cyclus des Künstlers an, der  
 im nächsten Jahre erscheinen soll.



Herrn Prof. **S.** in **L.** Sehr dankbar für  
 Ihren ganz vortrefflichen Beitrag. — Selbstver-  
 ständlich waren sämtliche von uns veröffent-  
 lichten Texte und Illustrationen Original-  
 Beiträge.

Herrn **L.** in **B.** Das lobe ich mir, sämtliche  
 Räthsel richtig gelöst. Nun aber aufgepaßt auf  
 die „Knackmandeln“ in den nächsten Heften.

Frau **G. B.** in **G.** „Anregungen zur  
 künstlerischen Selbstthätigkeit im Familientreise“  
 bringen die nächsten Nummern. Besten Gruß.